MARIENBOTE



November 1941

MODERN GROCERY

Up-to-Date

QUALITY and SERVICE

Phone 5765 Phone 5765

P. RUMP, Prop.

MAKE FRIENDS EVERYWHERE

PALM DAIRIES LTD.

★ MILK and CREAM 

Day Phone 93178 Night Phone 91473

REGINA, SASK.

"WE ALWAYS SELL FOR LESS"

This is no mere slogan—we demonstrate it in fact every day of the year. Truly a store of the people for the people! The store that brought lower prices to Western Canada! The store where everbody is welcome, whether you buy or not!

Members of our staff can converse with a customer in his or her native language.

THE STORE WHERE NO SALE IS FINAL UNTIL THE PURCHASER IS COMPLETELY SATISFIED!

If it is not convenient for you to shop in person at one of our three stores, order by mail from our current catalogue. Same big values — same day mail-order service.

ARMY & NAVY

DEPT. STORES, LTD.

REGINA — MOOSE JAW — EDMONTON

Mail-Order Department at Regina only

MONTHLY

» ADS «

WILL PAY

INHALT

★

CONTENTS

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 2 | November 1941 | 10. Jahrgang

Dies und Das

November der Geschichte. Wenn die Natur ihr grosses Sterben durchmacht, wenn der nasskalte, unfreundliche Novembersturm über die kahlen Felder und durch das nackte Geäst von Wald und Busch jägt und trübe, finstre Wolken unsere Erdentäler überschatten, dann zieht so etwas wie stille Trauer durch unsere Welt. Sinnend schaut der Mensch hinein in die Natur, und er fühlt: Nicht nur ich, aber auch Berg und Wald und See und Flur, alle sehnen wir uns zurück nach jenen Tagen, da alles nur Sonne war und Blühen und Leben und Singen. Zu gleicher Zeit ist es ihm aber auch, als wenn geheimnisvolle Stimmen ihm zuriefen: Wir kommen wieder, wir Blätter und Blumen, wir Vöglein, wir Licht und Wärme.

Jawohl, sie kommen wieder. Denn es ist Gesetz in der Natur, dass jedem Novembertot neue Frühlingsauferstehung, und jeder Novembertrauer neue strahlende, segentragende Sonnenzeit folgt.

So will es die Natur. Der Mensch aber hat einen Geist in sich aufgezüchtet, der wie ein fressendes, vergiftendes und zerstampfendes Ungeheuer den Gesetzen der Natur gegenübersteht. Der Mensch hat die Welt in Habende und Habenichtse eingeteilt und den Grundsatz aufgestellt, dass beide, Habende und Habenichtse, sich gegenseitig würgen müssen, da sonst das Leben nicht wert sei zu leben. Er glaubt nicht mehr, er denkt überhaupt garnicht mehr daran, dass nicht nur November und Frühling, dass aber auch Liebe und Hass, Ehrlichkeit und brutale Selbstsucht Gesetze sind, die genau so pünktlich und genau so unabänderlich in der Natur walten, wie jenes Gesetz, nach dem alles Schwere zu Boden fallen muss.

Mit Händen, an denen der sittliche Schmutz des Hasses und der Selbstsucht klebt, hat der Mensch hineingegriffen in die Natur, hat ihre Kräfte in Maschinen gepresst, die Hass und Selbstsucht sich erdacht haben. Eisen, Elektrizität, Petroleum, Feuer, Kohle — alle diese Kinder der Natur, die sich dem Menschen anbieten zum Aufbau und zum Segen seines Lebens: Der Mensch hat ihnen die Fratze eines schrecklichen Scheusales aufgezwungen, das donnernd und blitzend über die Erde herfahren muss, zerstörend, was kein November zerstören kann. Tötend, was auch nicht der schärfste Winter zu töten die Kraft hat.

Nicht nur der Mensch erzittert vor diesem Ungeheuer, aber auch durch die Natur geht es wie ein atemraubendes Erschrecken.

Als es dieses und voriges Jahr in Europa Frühlingszeit wurde, da stieg die Sonne wohl hoch über die dortigen Lande empor. Ihre Strahlen fielen aber nicht auf grünende Wiesen und auf drängende Saaten: Sie fielen auf zerrissene, zerwühlte Schlachtfelder, deren Grauen und deren Tod kein Sonnenlicht in Grünen und Blühen umwandeln kann.

Und als die Vöglein von ihrer Winterreise zurückkamen, da machten sie erschreckt kehrt und flogen angsterfüllt davon. Dort, wo die Luft erfüllt war von donnernden Explosionen, von Feuer und Gasen, dort, wo an Stelle grüner Wälder

rauchende und zerbrochene Holzgerippe standen, wo jedes Blümlein sein vergiftetes oder zerschlagenes Köpfchen traurig zur Erde hängen liess, dort konnten sie sich keine Nester mehr bauen. Dort war es ihnen nicht möglich, zu bleiben und zu singen. Und so flohen sie denn. Und mit ihnen floh das letzte Frühlingslächeln der Natur aus dem Lande der Menschen.

November. Wenn es in der Natur November wird, dann setzt wohl ein grosses Sterben ein. Es ist dieses aber ein natürliches Sterben lebensmüde gewordener Kräfte. Die Blumen haben sich müde geblüht, die Blätter ausgegrünt, die Früchte ausgereift. Jungen, neuen Kräften machten sie Platz, wenn sie welken und fallen.

Wenn jedoch der Mensch November machen will, wenn er, ohne Rücksicht auf Leben und Liebe den Mächten der Natur sein Hassen und sein Rasen einhaucht und sie dann durch seine Todesmaschinen über die Erde peitscht, dann wird es November der Geschichte. Und dieser November zerrt und reisst nicht nur am welkenden Leben: Frucht und Keim, Haus und Hoffnung, Festes und Werdendes — alles knickt ächzend unter seinen feuerspeienden Stürmen zusammen und stirbt. Stirbt so fest, dass die Menschen nachher sagen können: Dieses Land ist für die nächsten fünfzig Jahre geschlagen, und jenes für die nächsten hundert!

Das ist November der Geschichte. Ueber Frühling und Sommer rast er hinweg, und alles, was lieb ist in der Natur und im Leben, stirbt unter seiner Hand oder flieht, wenn es noch fliehen kann. Wo keine Liebe ist, da kann eben auch nichts Liebes bleiben.

So wird das Leben zum Jammertal. Und je mehr die Menschen glauben, sich die Lieblichkeiten des Lebens durch Hass und Feuer erzwingen zu können, um so weiter rückt das Liebe von uns fort und um so voller wird der Jammer.

Es steht eben ein Gesetz: Vertreibe die uns von Gott gelehrte Liebe, und Du hast alles vertrieben!

Für den kommenden Frieden. Der gegenwärtige Krieg nimmt dermassen unsere Gemüter ein, dass viele von uns, aus lauter Interesse für die stets wechselnden Kriegskarten, ganz und gar auf den kommenden Frieden vergessen. Sorglos denken sie an diesem Frieden vorbei, meinend, dass die Zeit schon lehren werde, was nach dem Kriege zu tun und zu reden, wofür dann zu kämpfen und zu stimmen sein wird.

"Kommt Zeit kommt Rat", das ist ein gefährlicher Grundsatz. Die an ihn glauben, sind immer die Betrogenen im Leben geblieben. Denn jedesmal, wenn die Zeit kam, mussten sie sehen, wie schon längst wieder neue Pläne in der Welt arbeiteten und wirtschafteten. Und zwar waren es meistens solche Pläne, mit denen man sich nicht einverstanden erklären konnte, weil sie eben zu sehr gegen die eigenen Bedürfnisse und Wünsche gingen. Und so musste man denn wieder von vorne anfangen zu kämpfen — und oftmals auch zu leiden und zu darben.

Wenn jemand, dann sollten wir Katholiken mit dem "Kommt Zeit kommt Rat" aufräumen. Die Zeit, die Rat gibt, ist schon längst dagewesen. Oder haben wir immer noch nicht verstanden, was die Hauptschuld an all den wirtschaftlichen und politischen Uebeln trägt, unter denen heute Millionen leiden? Sollten wir immer noch nicht eingesehen haben, dass eine alles Christliche zertretende Welt kein anderes Gesicht haben kann als das Gesicht jenes Jammerlebens von heute?

Vor zwei Jahren schrieb ein katholisches Blatt: "Wenn die Welt durch die Zerstörung des Gottesglaubens in den Massen und durch die weit fortgeschrittene Aushöhlung des Christentums besser und glücklicher würde, dann könnte wirklich der Glaube (dass Wirtschaft und Politik ohne Gott nichts geben können) in Gefahr geraten. Wo wir aber nun sehen, dass tatsächlich der Kampf gegen Gott auch zu einem Kampf gegen den Menschen wird, dass jene, die das Jenseits leugnen, eine Hölle auf Erde schaffen, dass sie, die die christliche Kultur zerstören, dafür keinen anderen Ersatz haben, als Barbarei, dass alle, die den Frieden Christi nicht wollen, mit dem Frieden der Seele, dem Frieden des Gewissens, dem Frieden von Gottes Gnaden, nun auch den Frieden unter den Völkern und unter den Klassen preisgeben müssen und zu einem gnadenlosen Kriege aller gegen alle kommen, da ist das Bekenntnis unseres Glaubens doch gerechtfertigt."

Die gottfeindliche Zeit vor 1939 sowie auch die letzten zwei Kriegsjahre sind uns eine furchtbare Schule gewesen. Mit blutiger Schrift haben diese Jahre uns bewiesen, wo man trotz aller noch so schönen und versprechenden Weltplänen hinkommen muss, wenn man Gott, christliche Gebote und Gewissen beiseite schiebt. Mit donnernder Stimme gibt uns unsere Zeit den Rat: Zurück zu den altchristlichen Idealen von Reinheit, Ehrlichkeit, Begnügsamkeit und Liebe!

Es darf uns dieser Rat nicht aus dem Sinn kommen. Jeder von uns will doch, dass es endlich wieder einmal etwas vernünftiger in unserer Welt zugehe. Wenn wir aber eine Wiederholung der heutigen unvernünftigen Nöte verhindern wollen, dann müssen wir zunächst einmal mit dem unvernünftigen Hassen aufräumen, das zu solchem Massenmorden antreibt, wie unsere Tage es erleben. Ohne Aufräumung mit all der vernunftlosen Ungerechtigkeit in unserer Welt wird es uns aber nie und nimmer gelingen, den zu Weltkriegen führenden Hass zu Boden zu zwingen. Und hier haben wir den Punkt, über den wir Katholiken immer wieder reden und schreiben, wenn wir den kommenden Frieden erwähnen.

Wenn dieser Friede kein Friede der Gerechtigkeit wird, kein Friedensübereinkommen der Völker, das jedem, Sieger und Besiegten, soviel Gerechtigkeit gibt als nur möglich, dann wird dieser Krieg nichts anderes gewesen sein als eine furchtbare Saat neuer Verwüstungen!

Es ist nicht ohne Gefahr, aber dennoch wagen wir zu rufen: Lassen wir bei unseren Spekulationen über den kommenden Frieden das Nationale vor dem grossmütig Christlichen zurücktreten! Verlangen wir — zum Wohl unserer Lande — einen christlichen Kriegsabschluss und christlich gebauten Frieden!

Wir sind nicht allein in diesem Rufen. Neben uns stehen Engländer, Kanadier, Franzosen, Oesterreicher, Polen, Deutsche, Tschechen und noch viele andere mehr. Alle arbeiten sie daran, in der Welt Propaganda für einen christlich durchseelten Frieden zu machen. Und wir sind mit Herz und Hand dabei. Wenn wir nur noch viel viel mehr Christen von Kraft und Entschlossenheit hätten, die sich mit uns schützend und kämpfend vor das christlich geformte Wort "Frieden" zu stellen bereit erweisen.

Der Schriftleiter.

Sprichst du, sprich ein offnes Wort!
Jeder Gute wird dich achten;
Wo nicht ist der Wahrheit Hort,
Ist es Schmach, nach Ehr' zu trachten.

Die Demut scheint mir doch verkehrt,
Die immer von sich redet schlecht.
Es schweigt die Demut wehr und echt,
Sie hält sich nicht der Rede wert.



Die Völker sind unter die Räuber gefallen. Blutend und ächzend liegen sie auf der Erde und können nicht mehr weiter. Es gibt solche, die aus der ersten Not heraushelfen könnten: Doch sie wollen nicht. Kalt und herzlos gehen sie an Leid und Qual vorüber, ihrem eigenen Wege nach.

Wo Menschen und Völker leiden, da ist auch immer Er, der ewige barmherzige Samaritan. Christus ist sein Name, und die Kraft seiner Liebe und seiner Hilfe ist nicht von dieser Welt. "Ohne mich könnt ihr nichts tun," hat er einmal gesagt. Die Menschen haben es ihm aber nicht geglaubt. Sie machten sich daran, ganz ohne ihn zu leben— und fielen unter die Räuber. Und da liegen sie nun. Christus aber ist bei ihnen. Werden sie das helfende und heilende Oel seiner Lehre von Gerechtigkeit und Liebe annehmen? Oder werden sie wieder einmal denken, dass sie es ohne ihn schaffen können?

Die Medaille Unserer Lieben Frau von Halle

Von Joseph Simons

Zu Halle in Brabant.

Ein munteres fünfjähriges Büblein hat die Tür vom elterlichen Garten offen gefunden und läuft, sich auf dem Uferrasen an der Zenne tummelnd, hinter hellgelben Schmetterlingen in der Frühlingssonne her. Er kräht vor Freude über Weite und Freiheit. Ein Fehltritt, ein Straucheln ... und der Bub liegt mit einem gellenden Schrei im trüben Wasser. Sein Patschen und Umsichschlagen bringt ihm keine Hilfe; er versinkt mehr und mehr in dem Schlick ... das Wasser reicht bis an seinen Hals, bis an seinen Mund . . . Aber ein Wanderer, der den Notschrei des Kindes gehört hatte, ist hinzugesprungen, zieht den erschreckten kleinen Jungen aus dem braunen Schlamm und bringt ihn wohlbehalten seiner Mutter zurück.

Wie soll diese Frau dem Retter des Kindes ihre Dankbarkeit bezeigen. Geld?

"Geld besitze ich in Ueberfluss, mehr als mir lieb ist", antwortet der Fremdling.

Die gottesfürchtige Frau zögerte eine Weile.

"Darf ich Euch denn als Andenken an eine glückliche Mutter diese Medaille von Unserer Lieben Frau von Halle anbieten?"

"Nehmt es mir nicht übel, achtbare Frau, ich habe nicht die Gnade des Glaubens."

"Nehmt sie doch nur an und tragt sie als Andenken an Eure edle Tat. Die liebe Mutter Maria wird Euch trotzdem beschirmen."

*

Zu Grimbergen in Brabant.

Der Bub ist zu einem Mann aufgewachsen und in die sehr alte Abtei zu Grimbergen in den Norbertinerorden eingetreten. Seit seiner Priesterweihe beseelt ihn ein sets wachsendes Verlangen, unter der afrikanischen Sonne das Wort Gottes zu verkünden.

Zu dieser Zeit freilich besass die Abtei von Grimbergen noch keine Mission in Afrika, so dass die Oberen auf den inbrünstigen Wunsch des jungen Mönches nicht eingehen konnten. Und der gehorsame Priester sprach dann selbst nicht mehr davon, obschon ein süsser Zug nach drüben ihn weiter quälte. Einige Zeit darauf



Die heilige Elisabeth

wurde er krank. Aerzte wurden hinzugerufen. Und was erklärten die Doktoren, die doch nichts von seinem Verlangen wussten? Dass das südafrikanische Klima viel zu seiner Genesung beitragen würde.

Die Oberen erkannten hierin den Finger Gottes und gaben dem eifrigen Priester die Erlaubnis, die Lehre Christi in Transvaal zu verbreiten.

So sind die Norbertiner von Grimbergen die Pioniere des katholischen Missionswerkes in Südafrika geworden.

*

An der afrikanischen Küste.

Der junge Pater, überglücklich, dass sein Herzenswunsch in Erfüllung ging, hat sich eingeschifft.

Nach einer glücklichen Reise wird in der Nähe der afrikanischen Küste der Anker ausgeworfen.

Und sieh, ein Ruderboot löst sich vom Land und kommt in der Richtung des vor Anker liegenden Schiffes gefahren.

"Ist hier ein römisch-katholischer Priester an Bord?" wurde aus dem schwankenden Boot gerufen.

"Jawohl," antwortet unser Missionar.

"Auf der Handelsniederlassung liegt ein Mann im Sterben."

"Ich komme."

Der Pater klettert die Schiffsleiter hinunter, nimmt Platz in dem Boot und steht bald am Bett des sterbenden Europäers.

"Kann ich etwas für Sie tun, mein Freund?"

"Hier helfen keine Aerzte mehr, Pater, ich weiss wo ich dran bin."

"Kann ich denn nicht Ihre Seele vorbereiten für die grosse Reise?"

"Pater, ich habe bereits in meiner Jugend allen Glauben verloren."

Der Pater schaut überrascht, denn da gibt es etwas, das an einem Bändchen unter dem Herzen hängt.

"Aber doch nicht ganz, wenn ich meinen Augen trauen darf: ich erkenne auf Ihrer Brust die Medaille von Unserer Lieben Frau von Halle, meiner Geburtsstadt!"

"Ihre Geburtsstadt! Ich bin da früher gewesen, in glücklichen Zeiten, vor dreissig Jahren. Diesen Besuch habe ich nicht aus der Erinnerung verloren, als ich auf einem Spaziergang durch die Stadt einen Knaben aus dem Wasser retten konnte . . . Die Mutter des Knaben, eine gottesfürchtige Frau, hat mir aus Erkenntlichkeit diese Medaille geschenkt."

Während der Kranke erzählt, schossen dem jungen Priester die Tränen in die Augen, vor Freundschaft zu dem Fremdling, vor Dankbarkeit, weil er Marias wunderbares Mittlertum erkannte.

"Mein guter Freund, erschrekken Sie nicht. Dieser Knabe, ein Mann geworden, steht hier vor Ihnen. Ich habe mich Ihnen gegenüber von einer grossen Pflicht der Dankbarkeit zu befreien. Sie haben mir das Leben gerettet, als ich klein war; Maria, deren Medaille Sie treu getragen haben, steht mir jetzt bei, Ihnen dies zu vergelten. Zweifellos hat sie mich aus dem fernen Europa hierhin gerufen, um Sie auf Ihre letzte Reise vorzubereiten. Kommen Sie, weigern Sie mir dieses Glück nicht."

Auch der Sterbende ist betroffen. Dies kann kein Zufall sein. Dieses Mal ergreift er, um sich selbst zu retten, die ausgestreckte Priesterhand und hält sie warm zwischen seine Hände gepresst. Maria ist barmherzig. Und die Medaille Unserer Lieben Frau von Halle immer auf seiner Brust, spricht er eine reumütige Beichte und stirbt einen ruhigen Tod.

Der Dorffriedhof

Wie ein aufgschlagenes Buch ist er, der alte Dorffriedhof. Er erzählt, kündet, mahnt, errinnert! Gibt es wirklich Menschen, die sich seiner ernsten Sprache in Angst und Scheu entziehen und ihn meiden, ihn, der uns soviel zu sagen weiss?

"Diese Kirche wurde erbaut zur Ehre Gottes von Ritter Eberhard von Falkeneck im Jahre des Heiles 1756. Seinem letzten Wunsch gemäss ruhen hier seine Gebeine und harren der Auferstehung im Herrn." Stolz und herrisch in Wehr und Ritterwaffen steht noch heute das in Marmor gehauene Ebenbild des Erbauers auf seiner Grabstätte an der Kirchmauer. Doch kündet es: "Sammelt euch nicht Schätze, die Motten und Rost verzehren . . ."

"Die dankbare Pfarrgemeinde setzte dies Kreuz ihrem geliebten Pfarrherrn Jakob Wetterle, der seinen Pfarrkindern ein wahrer Vater war. "Immergrün bedeckt den Umkreis der Ruhestätte, zwei Rosenbäume verschütten die Blätter ihrer Blüten in liebender Glut. Kommt nicht der Gedanke auf: "Kindlein, liebet einander"? Das Vermächtnis eines väterlichen Führers.

Zwei Kinder machen sich emsig an einem Grab zu schaffen. Sie setzen Margeritten und Steinnelken aus einem Korb, legen auch blanke Steine und Moos auf den Hügel. "Was arbeitet ihr da?" "Wir dürfen Mutters Gärtlein pflanzen," sagt eines der Kleinen freundlich, "Vater ist immer so traurig, aber Mutter wird schon wiederkommen," setzt es sicher hinzu. O glücklicher Kinderglaube, der unergründlicher in der Ewigkeit wurzelt als wir mit unserem Wenn und Aber.

"Wenn ihr nicht werdet wie diese Kindlein . . ." "Ein Schmetterling," ruft eines der Kinder halblaut und schon hat es ihn gehascht. Setzt ihn zwangsweise auf eine grosse Margeritte und meint dazu: "Du, Peter, der kommt grad von der Mutter!"

Ein stattliches Grab, das vom Bruckenbauer! Hat auch ein mächtig Geld gekostet, und jeder, der es im Dorf wissen wollte, hat es erfahren auf Heller und Pfennig! Vor wei Wochen war das Trauerjahr herum, da hat die Bruckenbäuerin wiedergeheiratet. Nun sind die Blumen welk und das Weihwasser im

WIRD ES DICH REUEN?

Wo war je ein Mensch auf der weiten Welt, wo je einer unter den Millionen der Sterblichen, der da gesagt haette, als sein letztes Stuendlein schlug: "Mich reut es, Christo getreu gewesen zu sein; mich reut es, ihn zum Ratgeber erwaehlt zu haben, seinem Rat gefolgt zu sein"? Millionen sind gestorben, die es gereut hat, dass sie von Christus sich im Leben abgewendet haben; aber noch nicht einer ist gestorben, den es gereut haette Christi Diener gewesen zu sein. Millionen sind gestorben, die es gereut hat, auf die Kirche, die da der lebendige Christus auf Erden ist, nicht gehoert zu haben; aber nicht ein einziger ist gestorben, der auf seinem Sterbelager gesagt haette: "Mich reut es, dass ich ein getreuer Sohn der heiligen Kirche Christi gewesen."

Dr. Sebastian Brunner.

Kesselchen ist versiegt. Wie sagte der Bruckenbauer so gern, als er noch lebte: "Man muss es halt von den Lebenden nehmen, sonst kommt nichts in den Kasten." Bruckenbauer, Bruckenbauer! Die alten Friedhofsbäume tragen es in ihrem Rauschen: "Wie gesät, so geerntet!"

"Hier ruht in Gott unser einziges, geliebtes Kind Frieda!" Wieviel Hoffen und Lieben, wieviel Demut und Ergebung in Gottes Willen liegt in diesen schlichten Worten! Falten sich nicht die Hände zum Beten: "Gib den Eltern Stärke und Vertrauen in deine Ratschlüsse, o Gott!"

Ganz versteckt an der Kirchhofsmauer ein vergessenes Grab. Der Name, die Jahreszahl verwischt, Unkraut wuchert über das Beet. Nur das Kreuz steht noch aufrecht und eine weisse Winde hat sich daran aufgerankt und angeschmiegt, als wolle sie des Heilands Füsse küssen. Ein Vöglein jubiliert mit einem Male aus den Büschen rundum, als wolle es die Erlösung einer armen Seele ansingen, die reingewaschen aus dem Ort der Läuterung aufsteigt und beseligt vor Gottes Thron niedersinkt.

Vor dem Eingang zur Friedhofskapelle ein paar Soldatengräber. Heldensöhne, die Gott aus der Blüte ihres Lebens seinen Todesengel brechen liess. Da steht es in goldenen Buchstaben und so wollen wir uns gläubig beugen: "Früh stirbt, wen Gott liebt!"

Zwischen den langen Reihen findet sich auch jenes Grab mit dem Bildstöckchen, wo die wütenden Rosse dargestellt sind, die den plötzlichen Tod des braven Stöcklesepp verschuldeten. Ist zeitlebens ein treuer, ehrlicher Knecht gewesen und hat trotz seiner vielen und strengen Arbeit keinen Morgen seine heilige Messe versäumt. Auch nicht an jenem Unglückstag, da er so unerwartet rasch vor Gottes Richterstuhl treten musste. "Seid bereit, wenn euch der Herr ruft!" mahnt seine Ruhestätte.

Langsam, auf seinen Stock gestützt, kommt der Altbürgermeister über den Friedhof. Muss wieder einmal mit seiner Frau reden. Weisst, — sie muss mir ein Plätzel da droben besorgen, grad so schön, wie sie mich hier im Erdental immer gut versorgt hat," meint er mit stillem Frohsinn. Er ist sehr einsam geworden, seit ihn die treue Gefährtin verlassen hat und er wartet heimlich mit Sehnsucht auf den Ruf durch das grosse Tor zu schreiten, hinter dem das leuchtendfrohe Wiedersehen stehen wird.

So ist der alte Dorffriedhof die Brücke vom Diesseits zum Jenseits, die Stätte, wo uns die Toten aus ihrem Leben künden und der Ort, wo wir lernen können, wie wir dem Tod einst begegnen wollen. Möge er uns nicht der Dieb in der Nacht, nicht der Rächer unserer Schuld und nicht der Bote des Gerichtes sein, sondern der Engel des Herrn, der uns zur beseligenden Anschauung Gottes geleite!

GOTT

Lass die Wurzel unsres Handelns Liebe sein,
Senke sie in unser Wesen tief hinein,
Lass doch alles hier auf Erden
Liebe werden.

"Wer die Habe dieser Welt besitzt und seinen Bruder darben sieht und sein Herz vor ihm verschliesst: Wie soll die Liebe Gottes in ihm bleiben? Meine Kindlein, nicht mit Worten oder mit der Zunge lasst uns lieben, sondern in Werk und Wahrheit."

1. Joh. 3, 17, 18.



Erntedank für die armen Seelen

Die Toten sind dahin.
Aber immer wächst noch das Brot
Und immer wächst noch die Traube
Und wird gekeltert zum Wein.
Wir, die noch leben,
Haben Speise und Trank.

Die Toten sind dahin,
Aber immer wächst noch die Gnade
Für die Lebendigen
Und für die Toten auch.
Auf, lasset uns ihnen
Geben von unserer Speise:
Allen, die in der läuternden Pein,
Leuchte das Ewige Licht!

Eine Monatsheilige

DIE HL. CAECILIA

Diese Heilige hat von jeher schon eine grosse Verehrung in der katholischen Kirche genossen, denn ihre Name wird zugleich mit sechs anderen Jungfrauen täglich im Kanon der heiligen Messe nach der Wandlung genannt. Wir wissen nicht viel Sicheres von ihr. Die Legende erzählt folgendes: Cäcilia stammte aus einer berühmten römischen Familie und hatte das Glück, schon frühzeitig den christlichen Glauben kennenzulernen und die heilige Taufe zu empfangen. Gegen ihren Willen wurde sie von ihren Eltern einem heidnischen Jüngling verlobt. Aber ihr Schutzengel erschien ihr und verkündete ihr, dass er ihre Jungfräulichkeit beschützen werde. Nun bat Cäcilia ihren Verlobten, nichts zu tun, wodurch er sich den Zorn ihres Schutzengels verdienen würde. Ganz erstaunt, verlangte Valerian, ihr Bräutigam, diesen Engel zu sehen. Cäcilia aber sagte zu ihm: "Wenn du dich taufen lässt, dann wirst du ihn sehen." Dieses Wort der reinen Jungfrau fand bei dem edlen Jüngling eine gute Aufnahme; er liess sich im heiligen Glauben unterrichten und empfing die Taufe. Da erschien ihm der hl. Schutzengel und zeigte ihm und seiner Braut zwei herrliche Kronen aus Lilien und Rosen, ein Geschenk Gottes an die reinen Seelen. Voll Freude über das Geschaute brachte nun Valerian auch seinen Bruder Tiburtius soweit, dass er sich taufen liess. Bald darauf starben beide den Martod für Christus.

Cäcilia, die nach dem Tod der beiden Brüder ahnte, dass der Tyrann nun auch sie bald vor seinen Richterstuhl fordern werde, verteilte ihr ganzes Vermögen unter die Armen. Und gar nicht lange nachher wurde sie als Christin in das Gefängnis geworfen. Bezaubert von ihrer Jugend und Schönheit, suchten die Soldaten sie zu bewegen, doch lieber den Götzen zu opfern, als ihr Leben zu verlieren. Cäcilia aber blieb standhaft, ja sie brachte es so weit, dass auch die Soldaten die Taufe verlangten.

Nun liess der Präfekt Almachius sie vor sein Tribunal rufen. Auf seine Frage nach ihrem Namen und Stand gab sie zur Antwort: "Vor den Menschen heisse ich Cäcilia; aber ich trage einen viel schöneren Namen und der ist 'Christin'; ich bin römische Bürgerin und entstamme einer vornehmen und berühmten Familie." Die Sicherheit, mit der sie alle Fragen beantwortet, überrascht den Präfekten und er fragt sie, woher sie diese Ruhe nehme. "Aus meinem Glauben," ist ihre Antwort. Nun bemüht sich der Richter, sie zum Götzenopfer zu bringen. Sie aber setzt allen Schmeicheleien und Drohungen ein entschiedenes "Nein" entgegen, so dass Almachius schliesslich vor Erbitterung zu ihr sagt, sie möge sich ja hüten, seine Macht herauszufordern. Cäcilia aber erklärte lächelnd: "Ach diese Macht ist wie ein aufgeblasener Schlauch. Ein winziger Nadelstich genügt, die Luft entweicht und der Schlauch fällt zusammen." Diese Ruhe der Jungfrau bringt den Richter in Wut und er verurteilt sie Cäcilia zum Tod durch das Schwert. Drei Schwerthiebe führt der Henker, dessen Arm wie gelähmt ist beim Anblick von soviel Schönheit und Unschuld, gegen den Nacken der Heiligen, doch ihr Haupt fällt nicht! Halbtot und in ihrem Blut lässt der Henker sie liegen und erst nach drei Tagen haucht sie ihre reine Seele aus in den Armen der Christen, die ihr Blut als kostbare Reliquie in Tüchern mit nach Hause nahmen. Das geschah am 22. November des Jahres 180 nach Christus.

Ihr Leib wurde im 9. Jahrhundert in der Katakombe des hl. Calixtus wieder entdeckt und in der Kirche beigesetzt, die ihren Namen trug. Man erkannte ihn an der klaffenden Wunde am Hals und an den feinen Gewändern, unter denen Cäcilia freilich ein härenes Busshemd trug. Im 16. Jahrhundert wurde das Grab wieder geöffnet, und da lag Cäcilia da, unverwest, wie schlafend, eine Lilienbraut Gottes in totenblasser Schönheit. Der Künstler Maderna bildete den Leichnam in Marmor nach, unser Bild auf der ersten Seite zeigt die anmutige Gestalt. Und so ist dieses Grab der tapferen Martyrerjungfrau eine immerwährende Predigt der Treue gegen Gott und der Schönheit einer jungfräulich reinen Seele. Es bleibt doch ewig wahr, was die Heilige Schrift sagt: "O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Jugendglanze! Bei Gott und den Menschen steht es in Ehren. Solange es auf Erden weilt, ahmt man es nach und wenn es in die Ewigkeit gegangen ist, sehnt man sich darnach. Nun aber triumphiert es, ewige Kronen tragend, weil es den Siegespreis unbefleckten Kampfes errungen hat."

Was man nicht aufschieben soll

Rechnungen zu begleichen.
Versprechen einzulösen.
Missverständnisse aufzuklären.
Ordnung zu schaffen.
Die Hand zur Versöhnung zu bieten.
Sein Haus zu bestellen und sein Testament zu machen.

Wenn du übler Laune bist, so gehe auf Umwegen nach Hause.

Katholisches Hausregiment

Von Rob. Mäder

Was ist ein König? Ein König ist nicht nur derjenige, der zuoberst ist. Ein König ist nicht nur einer, der am meisten Rechte und am meisten Ehre hat. Ein König ist derjenige, der am meisten Pflichten hat in einem Reiche. Ein König ist wie der Papst ein servus servorum Dei: ein Diener der Diener Gottes. Christliches Königtum ist also Dienst! Auch in der Familie! Der Vater darf sein Königtum nicht als Ruhe- und Ehrenposten auffassen. Der Vater soll derjenige sein, der die meisten Pflichten hat gegenüber seiner Familie, sich für sie hingibt: Diener der Diener Gottes! Seine Herrschaft ist nicht so sehr die Ausübung von Rechten, sondern die Ausübung von Pflichten. Er befiehlt nicht, weil er Freude hat zu kommandieren, sondern weil er im Namen und Auftrag Gottes kommandieren muss. Das Königtum des Vaters seine erste und heiligste Pflicht.

Die Regierung des Vaters soll dann eine **starke Regierung** sein. Eine starke Regierung ist nicht eine Regierung, die viel redet. Die schwächsten Regierungen sind im Gegenteil gewöhnlich jene, welche am meisten kommandieren und am meisten reden. Die besten Regierungen haben die wenigsten Gesetze. **Der Vater ist kein Schwätzer.** Er hat mit den grossen Generälen das gemeinsam, dass er wenig spricht, aber wenn er einmal etwas gesagt, dann ist es reiflich überlegt und darum bleibts dabei. Was gesagt ist, ist gesagt. Was geschrieben ist, ist geschrieben.

Das gilt auch für die älteren Söhne und Töchter. Je älter ein Kind wird, desto selbständiger soll es werden, desto mehr soll es sich selber regieren. Desto seltener sollen die Befehle des Vaters werden, desto gemäsigter still des Vaters Regiment sein.



Mein Haus ist ein Haus des Gebetes.

Aber solange das Kind zur Familie gehört, bleibt das Königtum des Vaters bestehen. Das Königtum wird eine gemässigte Monarchie, aber diese Monarchie wird nicht durch eine Revolution abgeschafft. Sie ist unabsetzbar!

Die Regierung des Vaters soll schliesslich eine **beständige Regierung** sein. Die meisten Hausregierungen sind charakterlos und veränderlich. Was heute gelobt wird, wird morgen getadelt. Was heute getadelt wird, wird morgen gelobt. Was das einemal mit aller Entschiedenheit gefordert wird, lässt man ein andermal gehen. Nichts macht eine Regierung verächtlicher und schwächlicher in den Augen der Kinder wie der Untergebenen, als charakterlose Unbeständigkeit und Launenhaftigkeit im Befehlen. Der Barometer darf hier keine Rolle spielen. Es darf keine Ausnahmen geben. Wie eine für Alle unübersteigbare durch keine Hintertürchen unterbrochene Mauer soll das Hausgesetz dastehen.

Einige Hausgesetzparagraphen eines christlichen Hausvaters:

§ 1. In meinem Hause wird jeden Morgen, jeden Abend und beim Essen gebetet, auch wenn Besuch da ist, auch wenn nichtkatholische Dienstboten und Arbeiter da sind. Wer von meinem Gastrecht Gebrauch macht und in meinem Hause sich aufhält, ist an das Gesetz meines Hauses gebunden. In meinem Haus regiere ich. Wer in ein fremdes Land sich begibt, muss sich dessen Gesetzen unterwerfen. So ist's auch bei mir.

§ 2. In meinem Hause wird nicht gespöttelt und nicht gezotet und nicht geflucht. Arbeiter und Dienstboten, die durch derartige Reden die Luft in meinem Hause verpesten, werden gewarnt und dann unbarmherzig entlassen. Es ist Hausgesetz! Wer die Schwelle meiner Wohnung übertritt, ist daran gebunden. Wer nicht will, der gehe! Ich befehle!

§ 3. Wenn ein Streit entsteht, so will ich, dass man sich nach der Mahnung des Apostels vor Sonnenuntergang wieder versöhne. Andern nicht vergeben wollen ist teuflisch. Und in meinem Hause sollen keine Teufel sein. So will ich's. So befehle ich.

§ 4. In meinem Hause wird nicht über Abwesende lieblos gesprochen und keine Ohrenbläserei angenommen. An meinem Tisch wird keine Ehrabschneidung getrieben. In meinem Haus wird k e i n kirchenfeindliches Blatt oder Buch geduldet. Was nicht auf den Tisch gehört, gehört ins Feuer. Ich bin Regierung innerhalb meiner Wände. Ich bin Sanitäts- und Polizeibehörde im Kampf gegen alles Ungesunde und Unsaubere, das Unschuld und gute Sitte gefährdet.

§ 5. In meinem Hause wird keine Sonntagsmesse versäumt

und keine Sonntagsarbeit verrichtet. In meinem Hause wird am Samstagabend von keinem Familienangehörigen eine Unterhaltung besucht. In meinem Hause wird strenge auf christliche Sittsamkeit in der Mode gehalten. Und wenn die Frau nicht stark genug ist, um ihren Töchtern alles Unpassende zu verbieten, so tu ich's. Es ist Hausgesetz! Und Gesetzgeber bin ich.

§ 6. In meinem Hause wird grundsätzlich keine gemischte und keine zweifelhafte Bekanntschaft geduldet. Niemals! Eher brechen als beugen!

§ 7. In meinem Hause gilt die heilige Messe als das Höchste auf Erden. Ich sorge dafür, dass dieselbe soviel als möglich auch am Werktag besucht wird. Ich will es. Hausgesetz!

§ 8. In meinem Hause gibt es eine bestimmte Tagesordnung, eine Zeit des Aufstehens und eine Zeit des Schlafengehens. In meinem Hause gehört der Abend der Familie und nicht der Strasse, der Wirtschaft, dem Club und dem Kino. Ich habe die Schlüssel. Ich mache zu und niemand öffnet.

So spricht der Vater, der an sein Königtum glaubt. Er macht Gesetze! Er hat eine bestimmte und feste Hausordnung. Weit entfernt, ein unerträglicher Tyrann und Kleinigkeitskrämer zu sein, hat er eine starke und sichere Hand. Er ist Regierung. Gott gebe uns Männer, katholische Männer, die keine Vogelscheuchen sind, sondern Männer, die allen Hausbewohnern ihren Geist einzuflössen und aufzuprägen verstehen. Wie der Vater, so die Familie! Wie die Familie, so die Gemeinde! Wie die Gemeinde, so das Volk! Wie das Volk, so der Staat! Wenn es der Kirche gelingt, solche Familienväter zu bilden, so hat sie die menschliche Gesellschaft gerettet. So wird das Ackerfeld geschaffen, aus dem ein neues starkes glückliches, weil treu katholisches Geschlecht hervorgehen wird.

Rosenstrauch und Rebstock

Von Alban Stolz

Sieh, am nächsten Grab dort auf dem Kirchhofe steht ein Rosenstock; er hat im Sommer schön geblüht, und seine Rosen haben süss geduftet. Was siehst du noch und was riechst du davon? Riechen tust du nichts, und zu sehen sind nur Gerten und Gestrüpp voll Dornen. Mit den Rosen ist es schon lange aus und nichts mehr davon übrig als ein hässlicher Butzen. — Dem Rebstock drüben am Schlossberg hat wohl auch der Frost schon die Blätter abgestreift; seine Blüte hat nichts gleichgesehen und war schnell vorbei, aber der Wein, den er gebracht hat, wird aufbewahrt, wird von Jahr zu Jahr noch heller und goldiger und wartet darauf, in Menschenblut sich zu verwandeln.

Am Rosenstock ist der Mensch abgebildet, der in Schönheit, Ansehen, Vergnügen, Buhlerei, Eitelkeit seine Tage zugebracht hat, ohne eigentlich in der Welt etwas zu nützen; was übrig bleibt, sind Dornen, welche im Leben andere inne geworden sind, und welche im Tode er selber inne wird. — Im Rebstock ist der Mensch abgebildet, welcher in Bescheidenheit und in der Hitze des Tages seiner Lebtage gearbeitet hat; was er für andere an Leib oder Seele Gutes gewirkt, das ist der edle Wein, welchen Gott eingeherbstet und eingelegt hat und aufbewahrt für die Ewigkeit.

Ich will keine weitere Auslegung darüber machen, und du magst nun selber deine Gedanken fortspinnen und überlegen, wem du mehr zuzurechnen seiest: dem üppigen, unfruchtbaren Rosenstock mit seinen versteckten Dornen oder der Christus ähnlichen Rebe. Wenn der Tod einmal das Laubwerk des Leibes abstreift, so wird sich sehr bestimmt zeigen, wozu du gehörst.

ZUM BEGINN

des neuen Jahres bitten wir unsere Freunde und Leser wiederum, nicht nur selbst unserer Monatsschrift treu zu bleiben, sondern auch in ihrem Bekanntenkreise für den

MARIENBOTEN

zu werben. Kriegszeit ist Sparzeit. Man muss auf viel Luxus verzichten. Es ist aber falsch, ein gutes Blatt zu den überflüssigen Sachen zu rechnen. Wie der Leib das Seinige haben will, so auch der innere Mensch, das Herz, der Geist, die Seele. Das ist kein Luxus, sondern innerste Notwendigkeit. Gerade in den Tagen einer schweren Prüfung bedarf der Mensch der Leitung, der Erhebung zu Gott, der Abspannung. Unser Blatt sucht immer, eine

Quelle der so notwendigen Belehrung und Erbauung

zu sein. Drum bleibe ihm treu. Sende Dein Lesergeld. Sage nicht jeden Tag: Morgen werde ich es abschicken, tu es heute. Wir brauchen Deine Unterstützung, sonst gehen uns die Kräfte aus.

Sende also heute Dein Lesegeld!

Wie das Christkind zum Platzen-Mütterl kommen ist.

Vom Reimmichl

Man zählte das Jahr 1808, eine schwere Zeit für Tirol. Das schöne Bergland seufzte unter der bayrischen Herrschaft und fühlte dieselbe um so bitterer, als man ihm trotz aller Versprechungen nicht nur seine alte, freiheitliche Verfassung, seine Sitten und Gebräuche, sondern auch seinen Namen genommen hatte; ja die bayerischen Machthaber standen nicht an, selbst in das kirchliche Leben des Volkes mit rauher Hand einzugreifen. So wurde unter anderem das Glockenläuten eingeschränkt, viele Andachten und religiöse Uebungen wurden verboten, z. B. alle Rosenkränze, die Kreuzgänge und Prozessionen, die Rorateämter, der nächtliche Gottesdienst zu Weihnachten usw. —Im Vinschgau, in Passeier und im Burggrafenamt handhabte man diese staatlichen Religionsgesetze am strengsten. — Die Bischöfe von Trient und Chur, welche den Befehlen der bayerischen Regierung nicht gehorchten, wurden abgesetzt und ausser Landes verbannt, an ihre Stelle setzte die Regierung aus eigener Machtvollkommenheit einen Generalvikar in Trient ein. — Die pflichtgetreuen Geistlichen, die nach wie vor zu ihren rechtmässigen Bischöfen hielten, wurden ihrer Aemter enthoben, verfolgt und eingesperrt, die verwaisten Seelsorgsposten aber an unkirchliche bayerische Staatspriester vergeben. — Der Bischof von Chur erklärte sofort diese staatlich besoldeten Priester als unrechtmässige Eindringlinge und all ihre Handlungen für ungültig; er ermahnte das Volk, aus den Händen solcher Priester keine Sakramente zu empfangen, ihren Predigten und Messen nicht beizuwohnen und von ihnen keine geistliche Hilfe anzunehmen; den verjagten rechtmässigen Geistlichen, die sich in den höchsten Bauernhöfen oder in Schlupfwinkeln im Gebirge versteckt hielten, erlaubte er, auch zweimal des Tages Messe zu lesen, sich dabei gläserner und zinnerner Gefässe zu bedienen, wie zu den Zeiten der Christenverfolgung und das heilige Messopfer in Kellern, Höhlen, Wäldern darzubringen und dasselbe schon um Mitternacht zu feiern.



Herr hilf!

Es war am Vortag des heiligen Weihnachtsabends besagten Jahres, als ein altes Weiblein in der Burggräflertracht, ein gebauschtes Regendach in der Linken und einen in ein rotblümiges Tuch geknüpften Pack in der Rechten, langsam durch das hintere Passeier hinaufwanderte. Das Mütterlein kam von Burgstall herein aus dem Etschland, wo es ganz allein ein niederes Häuschen bewohnte. Sein einziger Sohn, der Franz, war Kooperator in Naturns gewesen und hatte beim allgemeinen Kirchensturm als pflichtgetreuer Priester ebenfalls fliehen und sich verstecken müssen. Das Mütterlein wusste seinen Aufenthalt nicht, in den letzten Tagen hatte es aber die schrekkende Nachricht erhalten, dass sein geistlicher Bub, der Franz, von den bayerischen Schergen aufgefangen und nach Innsbruck ins Gefängnis geschleppt worden sei. Nun wurde das Mütterlein fast krank vor Sorgen und Kummer, es stellte sich das Entsetzlichste vor und fürchtete in seiner Angst, es könne dem geistlichen Sohn ans Leben gehen. Nur kurze Zeit überlegte das Weiblein, dann machte es sich schnurstracks auf die Reise über den Jaufen nach Innsbruck, um den Franz wenigstens noch einmal zu sehen — zu schauen, wie es ihm gehe und was ihm drohe. Auf die Art war das Platzen-Stinl, so hiess das Weiblein, ins Passeier gekommen.

Der Sonnenschein hatte längst seinen rosig-goldenen Mantelsaum über die schwarzen Waldstände und über die spiegelblanken Schneekuppen der Berge hinaufgeschoben, ins Tal senkten sich bereits die abendlichen Schatten, als das Platzenweibl auf einen Bergpfad einlenkte. Recht langsam ging es voran. In der Luft lag eine trockenscharfe, prickelnde Kälte, laut knirschte der Schnee unter jedem Tritt, und nicht bloss an den Zäunen und Baumästen hingen lange Eisnadeln, sondern auch die breite Schneedecke trug einen ruppigen Bart von mattschimmernden Eiskristallen. — Das Weiblein spürte eine bleischwere Müdigkeit in allen Gliedern und einen eigenartigen Schwindel im Kopfe. Wäre in der Nähe ein Haus gewesen, so hätte es um Unterstand gebeten. — Aber nirgends erschien

ein Dach, und das arme Mütterlein schleppte sich vorwärts, bis es schliesslich mit seinen Kräften zu Ende war. Auf einmal blieb es stehen, fiel dann wie hingeworfen in den Schnee und blieb bewusstlos liegen. Ein paar Knechte fanden es eine Stunde später halberstarrt und trugen es rasch hinauf zum nächsten Bauer, dem Jaufenberger. Dort nahm man das Weiblein, das sich nicht bloss Hände und Füsse, sondern auch das Gesicht stark erfroren hatte, mitleidig auf, richtete ihm in der grossen Wohnstube ein Bett und rieb ihm die erfrorenen Glieder mit Schnee. Erst nach einigen Stunden begannen die Lebensgeister wieder langsam zu arbeiten. — Die ganze Nacht hindurch bewegte sich das Platzen-Stinl in schweren Fieberphantasien und kam nicht zu sich. In der Früh trat das Fieber mit noch grösserer Heftigkeit auf, das arme Mütterlein wurde unter der schweren Dekke förmlich emporgeschleudert, und sobald man dieselbe ein wenig zur Seite zog, stieg dichter Rauch vom Körper auf. Am Vormittag des heiligen Abends kam das Stinl zu Sinnen.

"Wo bist denn her?" fragte die Bäuerin.

"Von Meran herein komm' ich," erwiderte die Kranke, "hab' wollen über den Jaufen gehen nach Innsbruck zu meinem Bub . . . Weisst, die Bayern haben ihn eingesperrt . . . Ist mein Einziges, was ich hab' auf der Welt, und jetzt sieh' ich ihn nimmer . . . O mein Franz!"

"Du arme Haut!" sagte mitleidig die Bäuerin;—"wie heisst denn?"

"Stinl heiss' ich," antwortete die Kranke, dann sank sie erschöpft wieder zurück.

Gegen Mittag fing das kranke Mütterlein an zu stöhnen und zu jammern, die Fieberhitze brannte ihm auf den Wangen.

"Hast recht Wehtag?" fragte Nannele, die Haustochter.

"O, das wär' schon auszuhalten," flüsterte das Weiblein, "es tut wohl sieden im ganzen Leib, und soviel zu kalt hab' ich; aber von dem wollt' ich gar nicht reden, wenn ich g'rad' meinen Bub, den Franz, noch einmal sehen könnt' — ist soviel ein guter und lieber Bub und tut mir recht erbarmen; — sei so gut, bind mir den Kopf ein bisschen ein, es brennt soviel, und das Licht blendet mich."

Das Mädchen band der Kranken ein weisses Tuch um die obere Hälfte des Kopfes, worauf das Mütterlein ruhiger wurde.— Nach dem Mittagessen richtete der Bauer mit den Knechten in einem Winkel der Stube eine grosse Weihnachtskrippe auf; sie vermieden dabei, so gut als möglich, jedes Geräusch. — Da begann das Stinl wieder zu reden.

"Gelt, heut' ist heiliger Abend?" sagte es; "ihr tut Krippe aufstellen . . . Heute Nacht kommt das Christkind — ich freu' mich schon darauf . . . Es wird wohl auch gewiss kommen, nicht?"

"Wenn's die Herren Bayern nicht verboten hätten, wohl," bemerkte der Grossknecht, "aber so! . . . Es ist traurig! Wir haben keine heilige Nacht und keinen Christtag mehr."

"Ja, ja, es ist traurig," versicherte der Bauer; "meinen halben Hof tät' ich herschenken, wenn uns die Bayern g'rad' unsere alten Weihnachten und unsern Herrgott lassen täten."

"So wir nicht in die Kirche dürfen, müssen wir halt daheim Christnacht halten," sagte der Mitterknecht.

"Wenn uns nicht die Hauptsach' fehlen tät' — unser Herr!" seufzte der Bauer.

"Was, das Christkind kommt nicht!" rief das Weiblein halb irre . . . "Weihnachten und kein Christkind, das wär' aus! . . . Ich will jetzt beten, das Christkind muss kommen — ich hab' mich soviel gefreut darauf." —

Als der Abend herannahte, kam das Stinl wieder ganz zu sich; es fühlte keine Schmerzen mehr, war aber sehr schwach. Plötzlich sagte es zu der neben ihm sitzenden Bäuerin:

"Heute Nach tu' ich sterben!"

"Geh', sei g'scheit," beruhigte die Hausfrau, "das Sterben lassen wir auf zuletzt."

"Sell woll, aber bei mir ist's zuletzt," beteuerte die Kranke, "ich merk's wohl . . . Ich versteh' mich g'rad' alleweil auf meinen Bub, den Franz . . . Wie's ihm etwa geht? — Im Himmel droben werd' ich ihn wohl sehen . . . o mein Franz! — Bäuerin, ich hab' soviel eine Angst. — Wenn ich g'rad unser'n Herrn noch einmal haben könnt'!"

"Mein liebes Weible, das wird hart gehen; weitum ist kein rechter Geistlicher," seufzte die Frau, "und den bayerischen Pfarrer wirst nicht mögen?"

"Nein, den will ich nicht."

"Wenn du's halt notwendig brauchen tätst!"

"Nein — wegen dem Beichten ist's mir g'rad' nicht — da hab'



ich längst schon abgerechnet, und wenn man so alt ist, vergeht einem das Sündigen wohl; aber unseren Herrn möcht' ich g'rad' noch einmal haben!"

Da der Bauer in die Stube trat, teilte ihm die Bäuerin den Wunsch der Kranken mit.

"Es wird schwer sein," erklärte der Mann. "Vor 14 Tagen soll man zwei flüchtige Geistliche droben auf der Alm gesehen haben. — Wenn halt der alte Messner etwas wüsste, ob noch einer herum ist. — Ich will einmal hinunter gehen zu fragen."

"Sei so gut," flehte das Stinl, "g'rad' einen geistlichen Zuspruch, wenn ich haben könnt'!"

Der Bauer ging, kam aber nach einer Stunde verdrossen zurück. Der Messner war zornig gewesen und beteuerte, er wisse keinen rechten Geistlichen, man dürfe nicht glauben, dass er überall dahinterstecke; Uebrigens seien gerade jetzt eine Menge bayerischer Spione herum, und deswegen könne er schon gar nichts tun — — man dürfe die Geistlichen nicht der Gefahr aussetzen.

"So muss ich ganz verlassen sterben!" jammerte das Stinl. — "O mein Franz, mein Franz! . . . Mir ist soviel Zeitlang um unseren Herrn, soviel Zeitlang, dass ich ihn nimmer haben kann auf der Welt! . . . Heut' ist Christnacht, und das Christkind kommt auch nicht — ist das schwer!"

Die Bäuerin und das Nannele weinten. — — Man ging zum Abendessen, hernach wurden die Kerzen in der Krippe angezündet; bei dem Leuchten und Schimmern dieser kleinen Welt, die dem frommen Volksgemüt die Geheimnisse der ersten Weihnacht so lebhaft offenbart, regte sich eine still-wehmütige Freude in aller Herzen. — Man betete drei Rosenkränze vor der Krippe, und während des Betens floss mehr denn eine Träne über die gefurchten Wangen der armen Leute. — Hernach holte das Nannele ein dickes Evangelbuch aus dem Schrank und begann laut das Fest-Evangelium der heiligen Nacht vorzulesen: "Es geschah in denselben Tagen, dass vom Kaiser Augustus ein Befehl ausging, das Land zu beschreiben" usw.

Da klopfte es plötzlich stark ans Fenster. Der Bauer ging hinaus und kam bald wieder in Begleitung eines Mannes in einem grauen Mantel.

"Gelobt sei Jesus Christus!" grüsste der Fremde und schlug seinen Mantel auseinander.

"In Ewigkeit Amen!" antworteten alle, indem sie überrascht aufsprangen, denn der Ankömmling war ein Priester, dessen noch jugendliche Züge von einem schwarzen Vollbart umrahmt wurden.

"Ich bin wohl recht da beim Jaufenberger, gelt?" fragte der Priester; "es hat mir jemand gesagt, dass bei euch ein krankes Weiblein sei."

"Sell woll, sell woll!" erwiderte freudig die Bäuerin; "dort liegt sie, die arme Haut,—kommt von Meran herein und hat wollen ihren Bub' besuchen, der in Innsbruck eingesperrt ist. Wir haben sie gestern halb erfroren gefunden."

"Wer ist denn da?" fragte das kranke Mütterlein.

"Ein Geistlicher ist da, ein rechter," sagte Nannele, die Tochter, "er kommt wegen dir!"

"Ist's wahr? — O Gott sei Lob und Dank!—Vergelt's euch Gott zu tausendmal, Hochwürdiger!" jubelte das Stinl, indem es die Rechte des Priesters mit beiden Händen erfasste und zitternd an seine Lippen führte.

"Der Messner ist halt doch ein Schlauch," flüsterte der Grossknecht, "akkurat hat er einen aufgetrieben."

"O Hochwürdiger, ihr werdet mir wohl unser'n Herrn bringen?" keuchte das Stinl mit heiserer Stimme.

"Freilich, unser'n Herrn," sagte freundlich der Priester; "ich werde hier in der Stube die heilige Messe lesen; hab' alles Nötige bei mir im Mantel — — nur ein Kelchglas tät' ich brauchen. —Dort unter die Krippe tut ihr einen Tisch schieben und ein weisses Tuch daraufbreiten — ein Kruzifix und zwei Kerzen werdet ihr wohl auch haben."

"Da kriegen wir ja eine wirkliche Christnacht und Festgottesdienst," rief der Mitterknecht entzückt.

"Und gar da in unserer eigenen Stube — o die Freud'!" jubelte das Nannele.

"Ich hab's ja alleweil gesagt, das Christkind muss kommen! Ich hab' soviel gebetet darum," hauchte das kranke Weiblein.

Auf einen Wink des Geistlichen verliessen die Hausleute das Zimmer, und der Priester hörte die Beichte des kranken Mütterleins. — Es dauerte nicht lange. — — Das Stinl dankte in einem fort:

"Vergelt's Gott, vergelt's Gott! — Weil ich g'rad' unser'n Herrn haben kann! — Jetzt kommt's wohl, das Christkind! Jetzt kommt's wohl, o bin ich froh!"

Nannele hatte mit den Mägden vor der Weihnachtskrippe einen hübschen Altar hergerichtet: Eine Menge Kerzen auf niederen Leuchtern brannten am Tisch und um die Krippe, Sträusse aus künstlichen Blumen und Flitter waren aufgesteckt, ein rotseidenes Tuch ging über die Mitte, an den Blumenstöcken lehnten bunte Heiligenbilder. — Der Priester zog aus seinem Mantel die heiligen Kleider, legte dieselben an und richtete alles übrige, was zur heiligen Handlung nötig war. Dann begann er das heilige Opfer, wobei ihm ein Knecht ministrierte. In weihevoller Stille

DREIFACHE GEBURT

Die Kinder Gottes werden dreimals geboren. Durch die Natur kommen sie ins irdische Leben, durch die Gnade treten sie ins Reich des Geistes und der Wahrheit, und durch den Tod gelangen sie in das ewige Leben.

und tiefster Rührung, in gottinniger Freude knieten die Hausleute um den Altar herum. So oft sie auf den opfernden Priester, auf den schimmernden Altar und dann wieder in ihre niedliche Weihnachtskrippe schauten, kamen sie sich gerade vor wie die Hirten in Bethlehem, welche im armseligen Stall in der ersten heiligen Nacht vor ihrem Heiland knieten; sie glaubten fast, der Himmel sei über ihrem Hause offen, und sie könnten die Engellieder hören. — Bei der heiligen Wandlung mussten alle vor Rührung zusammen weien. Nun war er ja herabgestiegen, der höchste Gott des Himmels und der Erde, in die arme, niedere Bauernstube — in ihre eigene Stube! — — Nach der Wandlung stiessen sich die Knechte und Mägde leise mit dem Ellenbogen und flüsterten etwas miteinander. Dann begannen sie plötzlich zu singen:

"In dem Kripplein will dich grüssen,
O herzliebstes Jesukind! — —
Und lass' ich viel Seufzer schiessen,
Weil ich dich im Stall da find'.

Jesulein, Christkindlein,
Hier hast mein Herz. und leg' dich drein
Statt dem harten Krippelein!"

— — Jetzt rollten auch dem Priester die Tränen über die Wangen. — Bei der Kommunion reichte der Geistliche dem kranken Mütterlein den Leib des Herrn.

"Accipe, soror, viaticum corporis Domini nostri Jesu Christi, qui custodiat animam tuam et perducat te in vitam aeternam!

Schwester, empfange die Wegzehrung des Leibes unseres Herrn Jesu Christi; er möge deine Seele bewahren und dich führen ins ewige Leben!"

In seligem Entzücken empfing das Stinl das hochheilige Sakrament, dann murmelte es leise:

"Vergelt's Gott! Vergelt's Gott! — Jetzt ist's schon bei mir, das heilige Christkind—jezt hab' ich's wohl." — — —

Die Messe war zu Ende; alle Hausleute standen um den Priester, dankten ihm tiefgerührt,



Sie schreibt an den Marienboten.

und der Bauer sagte:

"So eine schöne Christnacht hab' ich mein Lebtag' keine gehabt wie die heutige."

"Ich auch nicht! Ich auch nicht!" erklärten die andern, und die Bäuerin setzte hinzu: "O unser Herr ist gut — gar g'rad' so viel gut!"

Der Priester ging nun daran, der Kranken auch die letzte Oelung zu spenden. Als er zu den Salbungen kam, musste man dem kranken Weiblein die Tücher, mit welchen der Kopf desselben fast ganz eingebunden und verhüllt war, fortnehmen. Das Stinl wurde anfangs durch den Kerzenschimmer geblendet, dann richtete es den Blick starr auf den Geistlichen; der Geistliche aber, als er dem Mütterlein jetzt in das volle Gesicht schaute, fing an heftig zu zittern. Noch ein paarmal blickte er scharf hin, dann eilte er, die heilige Handlung rasch ans Ende zu bringen.

"Pax tecum! Der Friede sei mit dir!" hatte er gesprochen, und jetzt bat er die Hausleute noch einmal, alle hinauszugehen. Diesmal mussten sie lange draussen bleiben. Der Geistliche setzte sich neben das Bett, nahm die beiden Hände der Kranken fest in die seinigen und fragte sanft, indem er sich bemühte, seine Ergriffenheit niederzukämpfen:

"Mütterlein, wie geht's?"

"O gut geht's — garaus gut!" flüsterte das Stinl, "ich hab' ja unser'n Herrn bekommen . . . Aber, Hochwürdiger, Ihr seid mir ja so bekannt — das heisst: Eure Stimme — — das Gesicht ist fremd, aber die Stimme so bekannt, dass ich mein', wir sind schon einmal beisammen gewesen; ich weiss nur nicht, wo ich Euch hintun soll, — im Gesicht kenn' ich Euch nicht."

"Weisst, so ein Bart wächst schnell, und der verstellt einen," sagte der Geistliche, indem er sich mit der Hand über die Augen fuhr.

"Ja, ja," plauderte das Weiblein fort, "habt ihn Euch müssen wachsen lassen, gelt? — — Seid auch so ein armer Hascher, den die Bayern verfolgen und herumhetzen . . . Wisst's, ich hab' auch einen geistlichen Bub, vielleicht kennt Ihr ihn — Franz Senoner heisst er und ist Kooperator in Naturns gewesen. Jetzt haben ihn die Bayern erwischt und in Innsbruck draussen eingesperrt."

"Wer sagt denn das?" fragte überrascht der Geistliche.

"Die Leute daheim haben's erzählt. Da hab' ich so viel eine Angst gekriegt um den Bub, ich fürcht' alleweil, dass sie ihm das Leben nehmen, darum hab' ich gewollt nach Innsbruck gehen, den Franz aufsuchen, bin aber auf dem Weg liegen geblieben."

"Mütterl," sagte der Priester, "was die Leute erzählen, ist alles erlogen . . . Dein Sohn ist nicht eingesperrt, sondern alleweil noch frei und in Sicherheit."

"Was sagt Ihr da?" schrie das Stinl, "ist's wahr? Der Franz ist nicht gefangen? — Kennt Ihr ihn? Wie geht's ihm denn?"

"Recht gut kenn' ich ihn," erwiderte der Priester, "und es geht ihm nicht so übel."

"O vergelt's Gott, vergelt's Gott!" schnaufte das Stinl, "jetzt habt Ihr mir alles abgenommen . . . O jetzt serb' ich gern . . . Sehen tu' ich meinen Franz nim-

mer, das weiss ich wohl; aber ich bitt' Euch, tut mir ihn recht schön grüssen und sagt ihm, wie ich bis zum letzten Augenblick nur an ihn gedenkt hab'; er soll recht für mich beten, dass ich nicht lang leiden muss auf der anderen Welt!"

Jetzt konnte sich der Geistliche nicht mehr länger halten, er umarmte das kranke Weiblein im Bette und rief unter Tränen:

"Ja, Mutterle, kennst du mich wirklich nicht mehr? Ich bin's ja selber, dein Bub, der Franz!"

Einen Augenblick starrte ihn das Weiblein an, dann schrie es laut:

"Franz! Franz! Mein lieber Franz!"

"Mutterle!"

Das Weiblein sank zurück, und hauchte ganz leise:

"O, ist das eine heilige Nacht! — Mein Bub selber hat mir das Christkind gebracht — und das Christkind meinen Bub — vergelt's Gott!'

Die unerwartete, plötzliche Freude hatte die letzten Kräfte des Mütterleins erschöpft, es griff in die Züge und begann zu sterben. Der Geistliche riss die Türe auf und hiess die Leute hereinkommen. Dann geleitete er sein Mütterlein mit warmem Zuspruch und den kirchlichen Segnungen hinüber zur ewigen Weihnachtsfreude.

Als das Platzen-Stinl geschieden war, erzählte der Geistliche unter Tränen, dass er jetzt seinem eigenen Mütterlein die Seele ausgesegnet habe.—Alle weinten vor Rührung, die Bäuerin aber sagte:

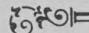
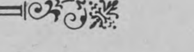


"O, ist das Weibele schön gestorben! Ich möcht' ihm fast neidig sein . . . Uns hat es das Christkind gebracht und ist selber mit dem Christkind hinübergefahren."

Die ganze Nacht blieb der Priester betend bei der Leiche. Als er in der Frühe fortgehen musste, lag auf seinem Antlitz neben der stillen Trauer auch ein heiterer Frieden. Im Jaufenbergerhause hinterliess er sein totes Mütterchen, aber auch einen warmen, seligen Weihnachtsfrieden.

Das Tischgebet

Der König Philipp III. von Spanien sah einst beim Mahle, wie seine Hofleute sich zum Essen und Trinken hinsetzten, ohne zu beten. Er dachte: Denen will ich eine Lehre geben. Bald darauf fand wiederum ein festliches Mahl statt. Da, plötzlich stürmt ein zerlumpter Bettler in den Saal, greift die erste beste Schüssel und verschwindet. Die Höflinge sind starr, schauen verdutzt einander und den König an. Noch haben sie sich von ihrem Schrecken nicht erholt, da ist der Freche schon wieder da — und ist, ohne ein Wort zu sagen, mit dem besten Braten fort. "So eine Unverschämtheit!" fahren da die Hofleute los, "dem Kerl muss man seine Frechheit aber tüchtig heimzahlen!" Der König aber sitzt ganz ruhig. "Ihr habt recht," sagte er ihnen, "der Bettler war frech, unverschämt. Und ihr selbst? Wenn euch euer höchster Herr dort oben Speise und Trank schenkt, dann setzt ihr euch an seine Tafel ohne 'Bitte' und 'Danke schön' zu sagen? Seid ihr denn besser als jener?"

Hast du auch diese Liebe?

Ein Familienvater war gefährlich krank.

Eines Tages stahl sich sein achtjähriges Töchterlein heimlich in das Krankenzimmer, trat zum Bett hin, ergriff ehrfurchtsvoll die Hand des Vaters und küsste sie mit kindlicher Zärtlichkeit. Dann schlug es seine grossen schönen Augen auf, sah den Kranken ernst an und sagte: "Papa, der Arzt hat gesagt, du werdest bald sterben. Man tröstet eben die Mutter, die auf ihrem Zimmer weint. Niemand traut sich, zu dir von deinem Zustand zu reden. Da dachte ich, ich müsste es tun, denn unser Herr Pfarrer sagt, es sei eine Sünde, wenn Kinder und Angehörige ihre Eltern ohne die heiligen Sakramente sterben liessen. Vater, du lässt heute noch den Priester kommen und beichtest, nicht wahr?"

Der Kranke nahm diese wohlgemeinte Warnung, die Gott durch den Mund seines Kindes an ihn gerichtet hatte, als guter Christ auf. "Geh, hole gleich den Pfarrer, mein Kind!" sprach er gerührt. Und nachdem er die Tröstungen der heiligen Religion empfangen hatte, sagte er mit Tränen: "O, was danke ich der liebenden Aufmerksamkeit meines Kindes!"

Am anderen Tage war er eine Leiche.

Leime nicht mit Gewalt wieder zusammen, was auseinandergeht.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Ich muss eich soge und verkiende, dass ich schon ein alter Mann sein tu was graues Haar uf'm Kopp hot. Ein erfohrener Schuster bin ich auch. Zugfiehrer bei die russische Armee wor ich gewest, in viele Gemeinde hen mich die Leit ausgepickt zum Kerchenvorstand zu sein, und noch viele anre unnerschiedliche Geschichte hob ich in mein langes Lebe durchmoche miesse. Ober desch muss ich eich soge: Niemols net in mein ganzes Lebe hob ich sollen surprise g'hat wie grod vor ein paar Täg, als der neie Marienbot ankomme is.

Sollermolen hob ich grod uf'm Stuhl g'huckt und hob zu elf kleine und gressere Kinner von ein gudes Christelebe gesproche. Alle diese Kinder—solles derft's ihr auch wiesse und erfohre—sein meine Enkelkinner, von wege weil sie von meine eigne Bube und Madle abstamme tue.

Wie ich also grod zu diese Kinner gesproche hab, da uf eimol is der Dominik, was mein Aeltschter sein Aeltschter is, von der post office gesprunge komme und hot g'rufe:

"Da schaut's, Grossvater, ihr habt's ein anren Mariabot bekomme. Tut's uns gleich die Geschichte vorlese."

Und wie mir dann der Bub den Mariabot in die Hand g'gebe hot, da hob ich ein gelbes Blättle g'sehe, uf was welles Blättle geschriebe wor: Marienbote. Mit blaue Farb war solles ufgeschriebe. Ich hob mir das gut angeschaut, und nochher hob ich sollen neien Mariabot ufg'macht, vonwege weil ich mir gedenkt hob: "Von was welle country tut denn desch komme?" Wie ich ober das Blättle ufg'macht hob, da hen ich denn g'sehe, und alle hen es g'sehe und könne bezeige, dass solles Blättle richtig unser alter guder Mariabot aus Regina is.

Am anren Tog hob ich mich angezoge und bin mit einen von meine Nachbors, was eine car 41 eigne tut, uf Regina gefohre. Vonwege weil ich mich uf die Höflichkeit auskenne tu, aus sollen Grund bin ich sollermalen uf Regina gefohre. Ich hob nämlich im Mariabot g'lese, desch der Mariabot gor keinen Cent mehr koschte tut, und ich hob g'sehe, wie dass er dicker g'worde is und fiess schön. So hob ich mir denn g'denkt: "Seppel," hob ich mir gedenkt, "die Höflichkeit, was du in die gude Biecher und beim Militär und auch bei deine Pauline gelernt host, solle Höflichkeit tut verlange und fordre, dass jeder Leser, was ein guder Christ sein tut, den Poter Dank schen soge tut fier sollen schenen Mariabot."

Solles hob ich mir gedenkt. Und ich denk, dass ich richtig gedenkt hob, wenn ich so am Denke wor. Mir derfe auch net vergesse, dass ich einer von die Mitarbeiter von unsren Mariabot bin, aus was wellen Grund ich die Pflicht in mein Gewiesse hobe tu, mit den Poter, was den Mariabot schreibe tut, ieber die katholische Presse zu rede und zu diskutiere.

Wie ich in Regina ankomme bin, hob ich den Poter in der office getroffe. Der Leibler Martin, was mich in seiner car doher gebracht hot und was den Poter noch niemols net g'sehe hot, is fiess verwundret g'west, wie er den Poter von den Mariabot gemiet hot. Mir sein nämlich rinkomme in die office, da hot der Poter da gestanne. Der Martin hot net gewortet, bis dass ich ihn bei den Poter introduce konnte. Er is gleich uf den Poter zug'gange und hot g'sogt: "Gude Tog, Poter. Wie schreibe ihr eich?" Und wie der Poter nochher g'sogt hot, wie dass er sich schreibe tut, da hot doch der Martin g'rufe: "So ein kleiner Poter tut's ihr sein?"

Da hob ich den Martin von hinnen ein Stoss g'gebe, vonwege weil doch die Höflichkeit net erlaube tut, solles zu soge. Ich hob den Poter so viel mol gemiet, hob ober niemals net mein surprise ausgedrieckt, dass soller Poter von den Mariabot so klein sein tut. Es gibt unnerschiedliche Leit, grosse und kleine, dicke und mogre. Ober von solle Geschichte will ich heit net spreche.

Mir hen also den Poter gemiet und hen ieber den neien und den alten Mariabot gesproche. Und da hot mir denn der Poter verzählt, wie viel dass von unsre Leser garnet zohle tue. Der Poter hot

g'sogt—und solles is sehr christlich von ihn — dass er zu alle Leit den Mariabot ausschicke tut, was net zohle kenne, ober gern zohle möchte. Da sein ober viele von solle Art und Weise, was gut zohle kenne, ober net zohle wolle. Manchmol, dass tu ich aus Erfohrung wiesse, soge die Leit:

"Heit werd ich zur town fohre und werd uf der post office den Mariabot einzohle. So tun sie soge, ober sie tun's net tue. Zwei oder drei Monat tun sie den Mariabotdollar im Sack rumschleppe, und immer, wenn sie von der town hamkomme tue und wenn das Weib frogt: "Host den Mariabot b'zohlt?", tun sie rufe: "By golly, do hob ich's doch wiedermol vergesse. Und wenn die Mannsleit viel vergesse tue, sollen Dollar wegzuschiecke, und die Weiber daham viel froge, dann geht der Mann mit sollen Dollar in den beerparlor, und tut den Dollar verspende. "Jetzten hob ich endlich Ruh mit den verdollte Mariabotdollar," tun sie sich soge. Und der Poter muss halt ohne Dollar bleibe, was gege die Gerechtigkeit sein tut.

Ja, liebe Leit, so tut's gehe. Ober es soll net so gehe. Der Poter tut hart orbeite in seiner shop. Dieses Johr hot er uns einen fiess schenen Mariabot g'gebe, und tut nix net von uns verlange, als ein Dollar uf das Johr. Sein mir Chirste? Dann greift's in eiren Sack und gebt's, was ihr schuldig sein tut.

Jetzt muss ich eich auch noch soge, dass der Poter mir viele Briefe von unsre Leser vorgezeigt hot, in was welle Briefe die Leser froge tue:

"Poter, wo tut der Schusterseppel wohne? Wie tut er aussehe Könnt's ihr net eimol ein Bild von das ganz natierliche Gesicht von den Schusterseppel drucke?"

Wie ich solles g'lese hob, bin ich net stolz g'worde. Ober ich hob in den Sack gegrieffe und hob dem Poter ein natierliches Bild von mir g'gebe und hob g'sogt:

"Wenn's ihr denkt, Poter, dass Ihr's gebrauche kennt, dann sollt Ihr's hobe. Und Ihr derft's auch drucke, solange ich und die Pauline, was die Meine is, nix net dagege hobe."

Der Poter hot das Bild beholte und hot g'sogt: "Seppel, ich tu Eich danke. Ich werd sehe, was ich mache kann. Am liebste tät ich eier Bild heit noch drucke, weil ich wiesse tue, wie das viele Leser Eich eimol sehe möchte."

Dann hobe mir noch von dieses und von jenes gesproche, bis dass ich wieder hamg'fohre bin. Mein Mariabotdollar hob ich auch bezohlt. Der Poter hot ihn net annehme wolle, von wege weil ich einer von die Mitarbeiter sein tu. Ober ich hob g'sogt:

"Tut's nur nehme, ich weiss, dass Ihr net zuviel von diese Papiere, dass ihr ober zu wenig hobe tut."

Zohle mir unsren Mariabot, liebe Leser und Leserinnen. Der Poter hot g'sogt: "Wenn mir alle Leser zohle tue, dann werd ich den Mariabot zweimol im Monat drucke lasse."

Ich tu soge: Solles is ein gescheite idea. Und meine Pauline meint das auch. Weibsleit sein allweil gescheite Leit. Und zu diese gescheite Weibsleit tu ich die Uffordrung stelle: Tut eire Männer wotsche, von wege dass sie den Mariabotdollar net vergesse. Tut sie jede Tog froge: Haschte bezohlt? Nochher werden's die Männer schon leidig werde und werde bezohle.

Mit diesen Wunsch griesset Eich

Der Schusterseppel.

Der Schusterseppel hat sein Bild in unserer Redaktion gelassen. Viele Leute möchten gerne wissen, wie unser Schusterseppel eigentlich aussieht. So gern möchten wir sein Bild im Marienboten drucken, leider sind wir so kurz an Geld, dass wir es uns einfach nicht erlauben können, neue Bilder machen zu lassen. Wenn unsere Leser fleissiger zahlen wollten, dann könnte vielleicht schon nächsten Monat das Bild des Schusterseppels im Marienboten erscheinen. Also, liebe Leser: Wenn Ihr das Bild haben wollt, dann schickt uns sobald als nur möglich Euer Lesergeld. Die Redaktion.



Es wird kalt.

Im Christentum ist eine so tief und gründliche Erlösung von allem Uebel, dass der Christ sogar aus jedem Uebel, das ihn trifft, noch eine geheime Lust und ein hohes Gut als den tieferen Kern herauszugraben weiss.

—Alban Stolz.




- Aus - Christi Reich

Die Kosten des Krieges. Die in St. Paul, Minn., erscheinende katholische Zeitung "Der Wanderer" schreibt darüber: "Ein Vertreter der britischen Regierung teilte neulichst im Hause der Gemeinen mit, dass sich die Kriegskosten Englands auf täglich rund vierundvierzig Millionen Dollars belaufen. Demnach wird der Krieg, wenn er noch fünfzehn Monate dauert und die Kosten unterdessen nicht noch höher steigen, ungefähr zwanzigtausend Millionen verschlingen. Das brächte die gesamten Kriegskosten Englands allein bis Ende 1942 auf mehr als fünfzig Milliarden — fünfzigtausend Millionen Dollars. Der mit fortgesetzten ungeheuren Materialverlusten geführte Krieg Deutschlands wird schwerlich weniger kosten. Rechnet man dazu die riesigen Aufwendungen Russlands, Italiens und der kleineren Staaten, die Werte, die Frankreich und den andern besiegten Ländern verloren gingen, die Unsummen, die Amerika und Japan in die Rüstungen stecken, dann ergeben sich Kriegskosten, die sich nur in astronomischen Zahlen ausdrücken lassen. Zweihundertfünfzigtausend Millionen? Dreihunderttausend Millionen? Würde man jedem Bewohner der Ver. Staaten, Männer, Frauen und Kindern $2000 ausbezahlen oder jeder durchschnittlichen Familie des Landes $10,000, dann wäre diese phantastische Summe, die der Kriegsmoloch verschlingt, noch lange nicht erschöpft, und er blieben noch immer viele tausend Millionen Dollars für die Fundierung freier Hospitäler, freier Altenheime usw. In hundert Jahren können alle 'gesitteten' Völker, auch wenn sie am Kriegsende im Dezember 1942 — wenn bis dahin der Krieg beendet ist—die gewaltige Schuldenlast durch irgend einen Zauber austilgen könnten, neben dem, was sie für ihren Unterhalt gebrauchen, die in Zahlen geradezu unvorstellbaren Verluste nicht einbringen, die durch den wahnsinnigen Krieg verursacht werden. Dabei haben wir noch kein Wort gesagt über die Verluste an geistigen und kulturellen Gütern, die sich zahlenmässig überhaupt nicht erfassen lassen!

Schon von diesem Gesichtspunkt gesehen, ist es begreiflich, dass Menschen, die dem Zeitgeschehen nicht gedankenlos gegenüberstehen, trotz aller entmutigenden Aussichten an die Hoffnung sich klammern, dass dem ungeheuerlichen Massenmord ein Ende gemacht wird und eine vernünftige Verständigung einen Frieden herbeiführt, der allen Völkern nach Möglichkeit gerecht wird. Der Christenheit, insbesondere den durch einen einheitlichen Glauben und durch eine über die ganze Erde sich streckende kirchliche Organisation geeinten Katholiken erwächst die hehre Aufgabe, für einen solchen Frieden zu wirken. Zwar sind die Ansätze zu einem geschlossenen Wirken in diesem Sinne recht gering. Mit guten Wünschen und blossen Theorien lässt sich da wenig erreichen. Aber es ist doch nicht ganz unmöglich, dass dem Frieden der Weg bereitet würde, wenn die Katholiken aller Länder auf dem Boden des von Papst Pius vorgeschlagenen Friedensprogramms sich mit ganzer Kraft einsetzten, um die Weltmeinung mobil zu machen.

Der Wiederaufbau Spaniens. Aus Madrid berichtet die "Kipa": Aus dem geistigen und materiellen Wiederaufbau bieten die Schicksale der San Miguel-Pfarrei in der Madrider Vorstadt Usera einen lehrreichen Querschnitt. Von der wiedererbauten Kirche aus führt ihr Seelsorger, Don Pedro Martinez Pardo, einen erbitterten Kampf gegen die Armut. Im Bürgerkrieg ist die Kirche wegen ihrer günstigen Lage von den Roten konfisziert und als Hauptquartier der Tscheka der berüchtigten Pasionaria verwendet worden. Die Tscheka hat in der kleinen, achtundzwanzigtausend Einwohner zählenden Stadt ein Meer von Blut hinterlassen; über sechstausend Personen sind ermordet worden. Der Pfarrer konnte nur dank des Eingreifens der chilenischen Botschaft den roten Schergen entkommen. Seine drei Brüder, ebenfalls Priester, sind von den Roten ermordet worden, zwei von ihnen vor ihrer Mutter. Sofort nach dem Einzug der nationalen Truppen in Madrid kehrte Don Pedro zu seiner zerstörten Kirche "im rotesten 'barrio' ganz Spaniens" zurück. "Die Leute," sagt er, "waren von ihrem Herrgott und ihrer Religion vollständig getrennt. Ich wusste, dass ich sie mit dem Läuten der Kirchenglocken zur Sonntagsmesse nicht zurückbrin-

gen konnte. Ich musste Mittel und Wege finden."

Und er hat sie gefunden. Zuerst brachte er die ärmsten Familien in den siebenhundertfünfundachtzig seit dem Krieg von den Gewerkschaften errichteten Steinhäusern und siebenhundert weitere Familien in den reparierten Häusern der Luis Moscardo-Siedlung unter. Da die Behörden augenblicklich nicht mehr tun konnten, nahm der Pfarrer den Kampf gegen die Armut und ihre Folgen auf. Dabei war die Wiederherstellung von Kirche und Pfarrhaus die letzte Sorge des Pfarrers und seiner drei Kapläne. Neben der Kirche wurde eine Krankenstation installiert, in der die besten Aerzte Madrids, Mitglieder der katholischen Aerzteorganisation, die Kranken pflegen und auch noch die Medikamente mitbringen. Die Pfarrei besitzt jetzt zwei Schulen für die kleineren Knaben und Mädchen. Die Kinder werden auch in der Schule oder in Madrider Familien, die ihnen der Pfarrer vermittelte, gespeist. Auch für die Bekleidung der Kinder wurde gesorgt. Da die älteren Knaben und Mädchen infolge Beschäftigungslosigkeit dem Laster verfallen wären, wurden Arbeitsstätten gegründet, wo Knaben und Mädchen nützliche Handwerke erlernen. Für die älteren Knaben und Mädchen gibt es abendliche Bildungskurse. Ueber hundertfünfundzwanzig Töchter und sechzig Jungmänner, die zum Teil den ältesten und vornehmsten Familien angehören, sind ehrenamtlich im einen oder andern Pfarreiwerk tätig. In zwei Jahren konnten bereits viertausend Taufen gespendet werden. Don Pedro zeigt den Besuchern gerne seine Pfarrkinder und pflegt dabei zu sagen: "Hier gehören wir allen drei Klassen an: 'pobres, muy pobres y probrissimos' (Arme, ärmere und ganz arme)."

Der kleine Traumdeuter

Dennis Couchin, ein in der Hauptstadt Frankreichs wohnender Handwerker, erzählte beim Frühstück seiner Frau, dass er einen merkwürdigen Traum gehabt habe, der ihn sehr beunruhige.

Er habe vier Ratten gesehen, die auf ihn zukamen: die erste war gross und fett, die zweite und die dritte waren sehr mager und die vierte war blind. Ja, es schien, als habe die dicke fette Ratte nicht übel Lust, die anderen drei Ratten aufzufressen.

Frau Couchin konnte sich ebensowenig wie ihr Gatte diese Erscheinung erklären. —

Unterdessen hatte der kleine elfjährige Johann aufmerksam zugehört und überraschte plötzlich seine Eltern mit dem Ausruf:

"Vater, ich weiss, was dieser Traum bedeutet! Die grösste, fette Ratte ist Herr Dumont, der Schankwirt unten von der Epe, dem du so viel Geld hinträgst. Die zwei mageren Ratten sind Mutter und ich—und die blinde Ratte bist du selber! Die Mutter fürchtet ohnehin immer, der Wirt fresse uns noch alle miteinander auf."

Der Vater war zuerst aufgefahren. Dann aber besann er sich. Der Bub hatte doch nur zu wahr geredet. Und zu seiner Ehre sei es gesagt, er ging in sich und mied von dieser Stunde an das Wirtshaus, um sich und die Seinigen nicht von der Ratte fressen zu lassen.

EINE SELTSAME KONVERSION

In einem Londoner Büro ging eines Tages—es war vor dem Kriege—ein Lehrling zu seinem Chef und bat ihn um kurzen Urlaub, um der heiligen Messe beiwohnen zu können. Es war ein gebotener Feiertag. Der Chef wusste nicht, was er damit meinte, aber er gestattete dem Jungen zu gehen. Nicht lange danach kam der Junge mit der gleichen Bitte, und wieder ward sie gewährt. Natürlich war der Junge zur Kirche gegangen, und als er zurückgekehrt war, rief ihn der Chef zu sich. Der Junge musste ihm sein Gebetbuch überreichen, worauf sein Herr ihn fragte, ob er es durchsehen dürfe. Dies war der Anfang der Bekehrung des Friedensrichters Stephan Tapell Holland, eines seeleneifrigen katholischen Laienapostels, dessen Name mit dem Bau der Heiligkreuzkirche in Watford und der Westminster-Kathedrale in London eng verknüpft ist.

UM DER LIEBE WILLEN

Sankt Franziskus, der Bettler des lieben Gottes, hörte einst von einem Aussätzigen und sandte einige seiner Begleiter hin, Gott in ihm zu dienen. Mit einem Fluch jagte der Elende die Hilfsbereiten von dannen. Da machte der Heilige sich selber auf, um dem Armen brüderlich zu helfen. Er hoffte auch, seiner Seele Wegbereiter zu Christus sein zu dürfen. Der Kranke empfing ihn gleichfalls mit Fluch und Hohn: "Denkst du, mehr auszurichten als deine Freunde?" — "Bruder, ich kam um der Liebe Gottes willen, in seinem Namen zu dir, bereit, alles für dich zu tun, was in meinen Kräften steht!" erwiderte Franziskus bescheiden.— "Dann wasche meinen verfaulenden Körper!" forderte der Aussätzige.

In rührend-zarter Sorge, wie eine Mutter für ihr hilfsbedürftiges Kind sich nur zu rühren und zu mühen vermag, tat der Edle ihm diesen Liebesdienst. Seine tiefe Demut und erbarmende Liebe machten das Herz des Verbitterten weich und aufnahmebereit für die Erkenntnis der Liebe Gottes, aus der allein Kraft zu solcher Opferbereitschaft kommen konnte.

MARIANISCHER MISSIONSVEREIN

Der "Grossvater" der Eskimos am Sender

Von P. Aloys Backhaus O.M.I.

So oft wurde uns schon erzählt, wie fromm die ersten Christen gelebt hätten. Auch heute gibt es noch Länder mit "ersten Christen". Welcher Geist in ihnen lebt, möge nachfolgender Artikel den Mitgliedern unseres Missionsvereins zeigen.

Lange Jahre arbeiteten unsere Oblatenpatres nun schon hoch oben im Norden unter den Eskimos. Und ihre Arbeit hat heilige Frucht gebracht. Möchtest Du unseren Missionaren helfen? Dann lasse Dich in den Marianischen Missionsverein einschreiben. Schreibe an: **The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask.**

Bis hinauf zum höchsten Norden hat der Rundfunk seinen Weg gefunden. Gütige, aufmerksame Freunde brachten den einsamen Missionaren von Chesterfield diese Errungenschaft des Menschengeistes, eine gewisse Erlösung aus dem Schweigen der langen Polarnacht. Mit scheuem Staunen hatten die Eskimos gelauscht, als sie zum ersten Mal die Stimme aus dem Lautsprecher vernahmen. Es war ihnen unbegreiflich, wie ein Mensch drüben jenseits des grossen Wassers so eine gewaltige Stimme haben könne, dass sie allen Eskimos zugleich vernehmbar sei. Sie meinten, der Missionar wolle sie hintergehen und habe nur eine Sprechplatte ablaufen lassen, doch die Drähte und die Luftwellen würden nicht zu ihnen reden. Der Missionar schaltete die Empfangsstation aus und ein und zeigte den Eskimos, wie die Sache sich tatsächlich verhielt. Bald gewannen sie den Rundfunk lieb, und manche schöne Stunde hat er auch ihnen seither bereitet. Das Staunenswerteste und Schönste aber, was sie erlebten, war eine Begrüssung, die Bischof Turquetil O.M.I., der "Grossvater der Eskimos", an sie richtete. Dringende Angelegenheiten hielten ihn während des Winters 1926/27 im südlichen Kanada und den Vereinigten Staaten fest. Der Weg führte ihn auch nach Pittsburg. Hier stellte ihm eine amerikanische Rundfunk-Gesellschaft ihren Sender auf die zuvorkommendste Weise zur Verfügung, sodass er am 27. Februar 1927 seinen fernen Kindern im Schnee und Eis des Nordens eine kleine Ansprache in der Eskimosprache halten konnte. Er richtete damals folgende Worte an sie:

"Meine lieben Kinder! Obschon ich sehr weit von euch entfernt bin, spreche ich doch zu euch und ihr versteht mich . Noch niemand hat aus dem Land der Weissen selbst zu euch geredet. Euer Vater ist der erste. Ihr werdet euch sicher freuen, dass ihr seine Stimme wieder einmal hören könnt. Ich bin ins Land der Amerikaner gegangen. Hier steht nämlich die Maschine, welche die lauteste Stimme hat, damit man sie weithin gut hört. Ich bin recht glücklich, dass ich zu euch sprechen kann. Es kommt mir vor, als sei ich mitten unter euch. Im Geiste sehe ich euch alle, wie ihr da vor mir sitzt und lauscht. Seit ich von euch gegangen bin, habe ich nur eine Nachricht erhalten. Es war im Herbst, als das grosse Dampfschiff zurückkam. Die Briefe, die Michael, Johannes und Petrus mir schrieben, habe ich alle gelesen. Ich bin sehr zufrieden, dass die neuen Christen ein gutes, ernstes Leben führen. Ich reise viel im Land der Weissen umher; doch bete ich allzeit für euch, gerade wie ich es zu Hause tat. Bei den Weissen ist es nicht kalt. Es regnet und schneit. Im Lande der Amerikaner hat neulich die Erde gebebt, auch zerstörte ein gewaltiger Sturm viele Häuser. Man erzählt ferner, dass die Weissen im Sommer nach Baffinsland und Southampton gehen wollen mit einer Maschine, die sehr schnell fliegt. Andere werden nach Churchill mit einem grossen Dampfboot fahren. Sie wollen dort eine Bahn für Fahrschlitten (Eisenbahn) anlegen. Ich selbst werde bald mit dem kleinen Dampfboot nachkommen und Priester mitbringen. Petrus wünscht ein Boot von mir. Er soll eins bekommen. Ich bringe es ihm mit. Auf Wiedersehen! Lebt wohl! Grüsst alle, auch die Frauen und Kinder. Betet für mich, ich vergesse euch nicht. Dies sagt euch euer Vater. Das ist alles."

Diese Rede ihres Grossvaters fand natürlich bei den Eskimos begeisterte Aufnahme und lebhaften Widerhall. Hören wir, was P. Ducharme, ebenfalls Oblate, über die ersten Eindrück bald darauf an den Apostol. Präfekten schreibt.

Es würde zu lange dauern, wollte ich Ihnen ausführlich die Freude der Eskimos schildern. Welch ein Staunen darüber schon vorher, dass sie ihren "Grossvater" sprechen hören sollten, dazu noch aus dem Lande der Weissen. Die Mehrzahl der Leute hatte sich schon abends gegen 7 Uhr eingefunden. "Wann wird er reden? Wieviel Mal muss sich noch der grosse Zeiger an der Uhr herumdrehen?" so schwirrten die Fragen durcheinander. Stellen Sie sich nun die Ueberraschung vor, als punkt zehn Uhr der Lautsprecher auf Eskimo zu reden beginnt. Im Augenblick ist alles totenstill. Kein Zweifel möglich: das ist der "Grossvater" selber. Seine Stimme klingt zu natürlich. Unentwegt hört alles zu. Als Sie geendet hatten, gab es einen freudigen Ausbruch stürmischer Begeisterung. "Noch mehr, noch mehr!" riefen sie fortwährend in den Lautsprecher hinein, und dann die Erklärungen und Erwägungen, die

über die grosse Sprechmaschine, das Erdbeben und den Sturm in den Vereinigten Staaten, die Flieger und die neue Eisenbahn folgten. Gar erst der Petrus! Er war nicht im geringsten auf eine Beantwortung seines Briefes durch den Rundfunk gefasst. Welch ein Jubel über die Erfüllung seines Wunsches, den er nur nach langem Zaudern und sicher mit Herzklopfen seinem Schreiben angefügt hatte! Ich habe noch nie einen so glücklichen Menschen gesehen. Man hat viel über das Ereignis gesprochen und spricht auch heute noch davon. Oefters kommen sie nun zu mir und erkundigen sich, wann der "Grossvater" wieder einmal zu ihnen reden werde. Doch vorher wollen sie Ihnen alles schreiben. —

P. Turquetil hat diese Briefe gesammelt und veröffentlicht; lassen wir sie selbst sprechen.

Da schreibt zunächst ein Mütterchen von siebzig Jahren, die alte Susanna. Sie ghört zu den ersten Christen und wurde schon 1917 getauft. Ein goldenes Herz schlägt in ihrer Brust. Hatte sie sonst schon ihrem "Grossvater" viel zu sagen, so erst recht jetzt nach diesem unbegreiflichen Ereignis. Sie erzählt von ihrer Freude und Ueberraschung und kommt zum Schluss noch mit einer Bitte. Das Beispiel des Petrus scheint sie dazu angeregt zu haben.

"Mein Grossvater! Als ich deine Stimme hörte, glaubte ich, dich zu sehen. Ich war sehr glücklich. Du sprachst wie ein richtiger Eskimo. Ich bete viel für dich, jeden Tag. Ich denke auch sonst viel an dich und möchte dich gern wieder einmal an der Sprechmaschine hören. Theresia und ihr Bruder ebenfalls. Als du zu sprechen anfingst, hat die Kilerte 'Guten Tag' gesagt. Simon, unser Messdiener, rief dazu noch am Schluss: 'Auf Wiedersehn! Viele Grüsse an alle Priester!' Wenn du noch einmal redest, werde ich bestimmt wieder da sein und dir zuhören. Du sollst mir dann aber auch auf meinen Brief antworten. Das Kind meiner Nichte ist sehr krank. Ich bete viel für seine Genesung. Ich will eine Brille haben, und zwar eine mit grossen Gläsern, damit man wirklich besser sieht; denn ich muss noch viele Kleider nähen. Doch nun vielen Dank! Wie glücklich bin ich, dass ich unsern 'Grossvater' gehört habe. Wie gut ist doch unser 'Grossvater'! "

Als letzten Brief bringen wir das Schreiben eines sechsundzwanzigjährigen Mädchens. Es zeichnet sich ebenfalls durch zarte, kindliche Liebe zum geistigen Vater aus und zeigt, welch reine Blüten das Christentum hoch oben im Norden trotz Eis und Schnee hervorgebracht hat.

"Arsenius Turquetil, du trägst einen langen Bart und bist mein 'Grossvater'. Deine kleine Tochter Theresia schreibt dir. Während sie dies tut, ist sie fröhlich gestimmt und lacht. Sie ist so glücklich, dass sie dir endlich einmal wieder alles sagen kann, was sie gern möchte. P. Ducharme hat dein Bild auf die Sprechmaschine gestellt. Das ist wirklich schön. Wir sehen dich nun jeden Morgen, wenn wir zur Messe kommen. — Es müssen mit dir noch andere Priester kommen, damit sie alle Eskimos bekehren. Wie glücklich werden wir sein, wenn alle in unserm Lande glauben und beten. Die jungen Missionare werden schon schnell Eskimo lernen. Ich will ihnen gern dabei ein wenig helfen, soweit ich es vermag. Unser Polizist ist sehr gut. Er ist ein trefflicher Christ und zeigt sich recht verständig. Sein Töchterchen und sein kleiner Sohn fangen nun schon an, Eskimo zu sprechen. Sie sind beide sehr lieb und beten Sonntags mit uns zusammen. Meine Mutter und meine Angehörigen sind weit weg von hier. Ich habe noch keine Nachricht von ihnen; denn bisher ist noch niemand zurückgekehrt. Theresia liebt ihre Mutter und Geschwister, überhaupt alle Eskimos sehr. Aber sie hat noch wenig Verstand. Oft weiss sie nicht, was sie tun soll, wie sie am besten ihre Christenpflicht ausüben soll. Sie muss da noch lernen, ihre Gedanken immer mehr zu bessern und zu veredeln. Alle, die in Chesterfield getauft wurden, sind gute Christen geblieben und sündigen nicht. Sie folgen getreu ihrem Jesus. Du hast uns neulich viel zu wenig erzählt. Als du sagtest: 'Das ist alles', haben wir gerufen: 'Noch mehr, noch mehr!' Aber du hast nicht geantwortet. Du hast es sicher nicht gehört. Da haben auch wir geschwiegen. Du willst also noch den ganzen Sommer fern bleiben. Das ist lang. Aber ich vergesse dich nicht und bete stets für dich. Nun bin ich fertig. Deine kleine Theresie schreibt dies an ihren 'Grossvater'."



Und er lehrte sie alle.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

Pavels Gesicht hatte sich gerötet und sah förmlich angeschwollen aus, um seinen Mund zitterte es, als ob er in Tränen ausbrechen wollte. Mit vieler Mühe würgte er das Geständnis hervor, dass er entschlossen sei, von heute an ein neues Leben zu beginnen, wie er es am Morgen seiner Schwester Milada habe versprechen müssen. Nun entsetzte sich der Lehrer noch mehr und lachte grimmig. Das war das Rechte, das hatte der Junge gut gemacht — vernünftig gewollt, unsinnig gehandelt, weiss beschlossen, schwarz getan. Plötzlich griff er sich an den Kopf und stöhnte im tiefsten Schmerze auf. "Dummer Kerl, armer Teufel, ich kenn das! Ich könnt etwas davon erzählen, ich ... aber dir noch nicht," unterbrach er sich und fuhr mit dem Zeigefinger dicht unter Pavels Nase hin und her, als er sah, wie dieser in tiefer Spannung aufhorchte. "Das ist keine Geschichte für dich, jetzt noch nicht, später vielleicht einmal, wenn du gescheiter geworden bist und — wunder. Jetzt kriegst du die Wunden erst, aber du spürst sie noch nicht oder oberflächlich, vorübergehend; warte, bis sie sich werden eingefressen haben, dann wirst du an mich denken, dann — im Alter. Dann wirst du wissen: das ist das ärgste, im Alter leiden um einer Jugendtorheit willen. Nicht einmal gross, Tausende haben Schlimmeres getan und leben in Frieden mit sich und der Welt. Uebermut, eine närrische Prahlerei, kaum eine Lüge, und doch just genug, um eine Hölle da drinnen anzufachen." Er klopfte sich mit der Faust auf die eingedrückte Brust, sank auf den Sessel zurück, warf sich über den Tisch und vergrub den Kopf in die verschränkten Arme. So lag er lange, wie von Fieberfrösten durchrieselt, und Pavel betrachtete ihn mitleidig und wagte nicht, sich zu rühren. Was tat denn der Herr Lehrer? ... Schluchzte er? War es der Krampf eines unaufhaltsamen Weinens, was diesen gebrechlichen Körper so erschütterte? Du lieber Gott, worüber kränkte sich der Mann? Worin bestand das Unrecht, das er in seiner Jugend begangen hatte und das ihn im Alter nicht mehr froh werden liess? ... Neugier war sonst Pavels Sache nicht, das Geheimnis des Lehrers aber hätte er gern ergründet. Und geholfen hätte er ihm auch gern, ihm und sich selbst mit. In welcher Weise, war ihm schon eingefallen; es gab ja heute einen solchen Sturm und Sturz von Gedanken in seinem Kopf, dass er sie ordentlich sausen und krachen hörte.

"Herr Lehrer," begann er, näherte sich ihm und tippte leise mit dem Finger auf seine Schulter. "Herr Lehrer, hören Sie, ich will Ihnen etwas sagen."

Habrecht richtete sich auf, lächelte trübsinnig und sprach: "Bist noch da, dummer Junge, geh nach Hause. — Geh!" wiederholte er streng, als seine erste Aufforderung ohne Wirkung blieb.

Pavel jedoch stand fest wie ein verkörperter Entschluss, blickte dem Lehrer ruhig in die Augen und beteuerte, nach Hause gehe er nicht, heute müsse er etwas anfangen. Er habe schon im Kloster anfangen wollen, dort sei es aber nichts gewesen, und so bäte er, beim Herrn Lehrer anfangen zu dürfen.

"Was," fragte der, "was denn anfangen?"

"Das neue Leben," erwiderte Pavel und wusste erstaunlich gut Bescheid darüber zu geben, wie er sich es vorstelle. Im Kloster hatte er demütig gebeten, man möge ihn behalten; dem Lehrer versprach er in beinahe tröstlicher Weise, er werde von nun an immer bei ihm bleiben und dafür sorgen, dass ihm ein rechter Nutzen aus dieser Hausgenossenschaft erwachse. Wie oft habe sich der Lehrer über die Nachlässigkeit ärgern müssen, mit der die Gemeinde ihrer Pflicht nachkam, das zur Schule gehörende Feld zu bestellen. Jetzt wolle er dies Feld in seine Obhut nehmen und den Garten ebenfalls; bald werde man sehen, ob das Feld noch schlecht bestellt, ob der Garten noch eine Wildnis sei. Nicht eben breit, aber sehr langsam setzte Pavel auseinander, wie fleissig er sein und zum Entgelt nichts verlangen wolle als ein Obdach und die Kost. Geld verdienen konnte er im Spätherbst und im Winter in der Fabrik, wo sie bis zu einem Gulden Taglohn zahlten. Habe er hundert beisammen, dann liesse sich an den Ankauf von so viel Grund und Boden denken, als man brauche, um ein Haus darauf zu bauen. Seine Schwester werde ihrerseits weiter sparen, und

so oft als nur möglich wolle er sie besuchen — er wisse, wie gar sehr böse es für ihn gewesen sei, dass er sie so lange nicht habe sehen dürfen. Am Ende verfiel er wieder in seinen tröstlichen Ton und versprach, sich am Abend regelmässig beim Lehrer einzufinden: "Damit Sie nicht so allein sind, da können Sie lesen in Ihrem" — schon wollte er sagen — Hexenbuch, verschluckte aber glücklich die zwei ersten Silben und sprach nur die letzte aus — "und ich zähl indessen mein Geld."

Habrecht hatte ihn reden lassen und dabei einige Male vor sich hingeseufzt: "Dummer Bub," aber Pavel konnte dennoch bemerken, dass der Lehrer nicht so abgeneigt war, wie er sich stellte, die Ausführbarkeit des vorgebrachten Planes zuzugeben.

"Alles gut," sagte er endlich, "oder wenigstens nicht so unvernünftig, wie man's von dir gewohnt ist, aber doch alles nichts, kann alles nicht sein ohne Erlaubnis der Gemeinde."

Die werde zu haben sein, der Herr Lehrer solle sich nur recht ansetzen! meinte Pavel, und verfocht seine Meinung mit solcher Unerschütterlichkeit, wiederholte, wenn eine neue Antwort auf neue Einwände ihm nicht einfiel, mit so störrischem Gleichmut immer wieder die alte, bis der Lehrer sich überwunden gab und ausrief: "So bleib denn in Gottes Namen, wenn du schon nicht wegzubringen bist, Klette!"

Da machte Pavel einen Freudensprung, unter dessen Wucht der Boden zitterte, und jauchzte: "Ich hab's ja gewusst, der Herr Lehrer wird mir helfen."

Der Lehrer verwies ihm seine Plumpheit, seine Wildheit, und immerfort zankend, aber mit einem ungewohnten Ausdruck tiefinnerster Zufriedenheit in seinem armen grauen Gesicht, traf er Anstalt zur Bewirtung und Aufnahme des Gastes. Pavel erhielt ein Butterbrot, das ihm so ausgezeichnet schmeckte wie noch nie zuvor und wie auch später niemals wieder ein Butterbrot, und wurde in die ans Zimmer stossende Kammer gewiesen. Der Lehrer breitete einen Kotzen auf dem Boden aus: "Da streck dich aus und schlaf gleich ein," befahl er, deckte den Jungen mit einem fadenscheinigen Radmantel zu und ging, die Tür hinter sich schliessend. Pavel blieb im Dunkeln zurück und hatte den besten Willen, der letzten Weisung des Lehrers nachzukommen, doch gelang es ihm nicht, denn seine Seele war des Jubels zu voll. So hatte es denn angefangen, das neue Leben! So lag er nicht mehr frierend, zusammengekauert im Flur der Hirtenhütte, in den der Wind eiskalt und messerscharf durch die klaffenden Türspalten drang. Er lag unter einem Mantel aus wirklichem Tuch in einer Kammer, wo die Luft fest eingesperrt war und wo es vortrefflich roch nach allerhand guten Sachen, nach altehrwürdigen Gewändern, nach Schabenkräutern, nach Stiefeln, nach saurer Milch. Wie wohl befand er sich, und wie genoss er im voraus die Freude, die Milada haben würde an seinem Glück! In Gedanken an seine Schwester schloss er die Augen, und als er sie wieder öffnete, schimmerte die schlanke Sichel des jungen Mondes durchs Fenster herein. Er grüsste ihn und sagte zu ihm: "Auch du fängst an, wir fangen beide an." Dabei überkam ihn trotz all des Neuen, das ihn umgab, trotz all des Neuen, das in ihm gärte und keimte, zum erstenmal nach langer, langer Zeit ein Heimatsgefühl. Plötzlich stieg die Erinnerung an die Nächte vor ihm auf, die er einst mit seinen Eltern unter den Dächern der Ziegelschuppen zugebracht, in der Fremde und doch zu Hause, weil ja das ganze häusliche Elend mitgezogen war. Und nun gab es für ihn wieder ein Zuhause und ein besseres als das frühere; er brauchte den Vater nicht mehr zu fürchten, und die Mutter war fern. Die Mutter freilich wird wiederkommen und dann ... Es durchrieselte ihn, er hüllte sich dichter in den Mantel und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet, dessen Hauptinhalt lautete:

"— Lieber Herrgott, du siehst, dass ich den rechten Weg eingeschlagen habe; jetzt, lieber Herrgott, pass auf, dass ich ihn nicht wieder verlassen muss."

9

Als der Lehrer am folgenden Tage zum Bürgermeister kam, lag dieser von Schmerz gequält auf dem Bette. Er hatte in seinem jämmerlichen Zustand nicht das geringste Interesse für Wohl und Wehe der Mitmenschen. Sooft Habrecht auch begann, von Pavel zu sprechen, der Kranke kam immer auf sich, auf seine Leiden, auf seine Klagen über den Arzt zurück, der alle Fingerlang daherlaufe, ihm das Geld aus der Tasche stehle und nicht helfe. Um wieviel besser dran als er war seine Magd! Ja, die! vor ein paar Wochen so krank und so matt, dass sie sich kaum hatte auf den Beinen halten können, jetzt frisch und gesund. Und warum? Weil sie von allem Anfang an vom Arzt nichts hatte wissen wollen, weil sie, ohne erst lange zu fragen, zum Weib des Hirten geschickt um ein Mittel. Das hatte geholfen, gleich nach einer Stunde war sie hergestellt.

Der Lehrer sagte: "Hm, hm!" und brachte von neuem die Angelegenheit Pavels vor, worauf ihm der Patient nochmals die Geschichte der wunderbaren Heilung seiner Magd erzählte.

"Und was beschliesst Ihr über den Pavel?" fragte der Schulmeister und erhielt den Bescheid, er solle sich an die Räte wenden.

So machte er denn die Runde bei den Räten. Einer nach dem andern hörte ihn ernsthaft und geduldig an, und jeder sagte: "Da müssen Sie zuerst zum Bürgermeister."

"Der Bürgermeister schickt mich zu Euch."

"Ja, dann müssen Sie zu den zwei andern Räten."

Selbständig einen Entschluss zu fassen oder nur eine Meinung auszusprechen, dahin war durch ruhiges Zureden keiner zu bringen; und in Eifer zu geraten hütete sich Habrecht, um nicht bei den misstrauischen Dorfvätern in den Verdacht irgendeiner eigennützigen Absicht bei der Sache zu kommen.

Zuletzt ging er ins Schloss, um dort für seinen Schützling zu wirken, kam jedoch übel an. Der Brief aus dem Kloster hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Die Frau Baronin machte sich bittere Vorwürfe, die Zusammenkunft der Geschwister befürwortet zu haben, war sehr aufgebracht gegen Pavel, wollte nicht mehr von ihm sprechen hören und riet dem Schulmeister, den Schlingel ein für allemal seinem Schicksal zu überlassen.

Die Woche verfloss. Virgil begab sich täglich nach der Schule, um den Pavel abzuholen, aber der Junge liess sich entweder nicht finden oder leistete offenen Widerstand. Da wanderten endlich der Hirte und sein Weib zum Bürgermeister und ersuchten ihn, seine Autorität geltend zu machen und den Buben zur Rückkehr zu ihnen zu zwingen. Der kranke Mann versprach alles, was sie verlangten, blickte zwischen jedem mühsam herausgestossenen Satz die Wunderdoktorin fragend, fast flehend an und ächzte, nach seiner schmerzenden rechten Seite deutend: "Da sitzt's! Da sitzt der Teufel!"

"Mein Gott, mein Gott!" sprach das Weib. "Rechts, ja rechts, da tut's weh, das ist die Leber."

"Die Leber? Nun ja — Sie sagt also wenigstens etwas, Sie! ... Sie sagt, die Leber ist's. Aber der Doktor, der sagt nicht Leber und gar nichts."

"Sagt nichts und weiss nichts," sprach das Weib mit überlegener, wegwerfender Miene.

"Weiss nicht einmal eine Linderung, weiss gar nichts."

Die Virgilova erhob die gefalteten Hände zur Höhe ihrer Lippen und hauchte über die Fingerspitzen: "Ach Gott, ach Gott! Und wenn man denkt, wie leicht dem Herrn Bürgermeister zu helfen wäre."

Der Kranke bäumte sich auf seinem Lager: "Meinst du? ... So hilf mir!"

"Wenn ich nur dürft," entgegnete sie mit einem raschen, lauernden Blick. "Wenn ich nur etwas schicken dürft! ... In vierzehn Tagen wären Sie gesund."

"So schick mir etwas, schick! ... Aber — das Maul gehalten ... verstehst du? ..." Er unterbrach sich, um ängstlich auf Schritte und Stimmen, die sich näherten, zu horchen, und fuhr dann leise fort: "Wenn's dunkel wird, kommt die Magd und holt's."

"Ich schick den Buben, das wird besser sein, da setzen Sie dem auch gleich den Kopf zurecht und sagen ihm: Wo du hing'hörst, da gehst wieder hin. Die Magd soll nur aufpassen bei der Stalltür."

Der Bürgermeister winkte heftig: "Um neun. Geht fort — geht!"

Virgil und sein Weib gehorchten schleunig, trafen aber schon am Ausgang der Stube mit Peter und dem Arzte zusammen. Dieser liess die unbefugte Kollegin hart an mit der Frage, was sie hier zu suchen habe. Nicht minder misstrauisch und viel derber wies Peter die beiden Alten hinweg.

Das Ehepaar legte den Heimweg schweigend zurück.

In der Hütte angelangt, begab die Frau sich sogleich zu der Truhe, kramte eine schmutzige, in Lumpen gehüllte Schachtel hervor und entnahm ihr zwei Fläschchen. Das eine trug die Etikette der städtischen Apotheke mit der Aufschrift: "Kamillengeist." Der Inhalt der zweiten war von gelbgrauer Farbe und hatte einen dicken weisslichen Bodensatz. Aufmerksam prüfend hielt die Frau das Fläschchen gegen das Licht und begann es langsam in ihren Fingern zu drehen.

Virgil hatte sich auf die Bank gesetzt. "Was tust?" fragte er plötzlich. "Was willst ihm helfen? Lass ihn."

"Dem kann niemand helfen," antwortete das Weib. "Der muss sterben."

"Muss sterben? — Was willst also? ... Misch dich nicht hinein."

Sie zuckte die Achseln: "Dreiviertel Jahr oder ein ganzes kann er's schon noch machen."

"Oder ein ganzes?" wiederholte Virgil bestürzt, dachte nach und rief auf einmal voll Grimm: "Hast gesehen, wie sein Bursch mit uns war?"

"Aus lauter Angst vorm Vater," versetzte das Weib. "Er möchte uns prügeln aus lauter Angst ... Und sie kriegt auch noch Prügel von ihm — dann!" Sie legte ungemeines Gewicht auf dieses Wort und zwinkerte mit ihren blassen Katzenaugen. "Dann—wenn die Verliebtheit verraucht sein wird, und die verraucht bald, wie die Burschen schon sind, die schlechten Kerls. Pack dich, wird's dann heissen, ich hab' nichts mehr mit dir zu tun! Und das Mädel weiss, dass es so kommen kann, und wenn's so kommt, dann geht das Mädel in den Brunnen."

Virgil stiess einen heiseren Laut hervor und bekreuzigte sich dreimal nacheinander: "Gered! Albernes Mädelgered!"

"Von unsrer ist's kein Gered," erwiderte das Weib mit innerster Ueberzeugung, "die tut's."

"Tut's nicht."

"Lass nur drauf ankommen."

"Ich schon. Meinetwegen braucht sich der Racker nicht zu schinieren."

"So soll sie gehen. 's wird halt auf der Welt um ein armes Mädel weniger geben. Mich hätt's nur g'freut, wenn der Alte früher gestorben wär, jetzt! solang noch der Peter, wenn er dürft, wie er wollt, sie nehmen tät ... Und wenn sie ihn nur

hätt! wenn nur!" Das Weib brach in ein Gelächter aus: "dann wär er's, der Prügel bekäm."

Virgil nahm zuerst teil an ihrer lauten Heiterkeit, doch hielt er bald inne, verzog heuchlerisch den Mund und sprach tief aufseufzend: "Gott geb's, dass der liebe Gott den armen Herrn Bürgermeister bald erlöst."

"Vielleicht gibt er's," versetzte rauheren Tones die Frau, "und jetzt mach fort und hol den Buben."

"Er geht nicht."

"Sag, dass der Bürgermeister es befiehlt."

"Er geht doch nicht."

"So sag, dass die Vinska um ihn schickt."

Der Hirt stand auf und schlich dem Ausgang zu. Dort blieb er stehen, wendete sich und sprach: "Du hörst — helfen sollst ihm just nicht, was Unrechtes geben aber auch nicht."

Höhnisch blinzelte sie ihn an: "Werden schon sehen," um ihre dünnen, über das vorstehende, noch gut erhaltene Gebiss fest gespannten Lippen flog ein grünlicher Schatten.

Den Mann überlief's, er humpelte sachte davon.

Zwei volle Stunden liess Pavel auf sich warten. Es war beinahe Nacht, als er endlich kam, an die Tür klopfte und nach Vinska fragte. In die Hütte einzutreten, war er nicht zu bewegen.

Der Hirt, der ihn begleitet hatte, lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Bei den Nachbarn herrschte Stille, nur unterbrochen durch das kräftige Schnarchen Arnosts, dessen Lagerstätte dicht in der Nähe des Fensters stand.

Virgilova erschien auf der Schwelle: "Die Vinska schläft schon," sagte sie, "jetzt kannst sie nicht mehr sehen, warum kommst so spät? Musst auch gleich zum Bürgermeister."

"Ich?"

"Sollst ihn selbst bitten, dass er dich beim Lehrer lasst und" — sie senkte die Stimme zu kaum hörbarem Geflüster — "und musst ihm auch ein Mittel bringen."

"Aha!" Pavel begriff sogleich, um was es sich handelte. Er war oft genug seiner Prinzipalin verschwiegener Bote bei Kranken gewesen und teilte mit dem ganzen Dorfe den Glauben an ihre Kunst und an die Heilkraft ihrer Medikamente. So streckte er die Hand aus und sprach: "Gebt her."

Sie reichte ihm das Fläschchen mit dem harmlosen Inhalt und schärfte ihm umständlich die Vorsichtsmassregeln ein, unter denen es "auf dreimal" zu leeren sei. "Geh durch den Garten," schloss sie, als der Junge ungeduldig zu werden begann und ihr nur noch mit halbem Ohr zuhörte: "Halt dich weit von der Strasse, dass dich der Nachtwächter nicht sieht. Die Magd weiss, dass du kommst, und wird dir aufmachen."

Mit ein paar Sätzen war Pavel auf dem Feldrain, einen Augenblick hob sein dunkler Schatten sich vom bleigrauen Horizont ab, dann war er verschwunden.

Virgilova trat auf ihren Mann zu, fasste ihn am Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort. "Jetzt laufst dem Buben nach und sagst ihm: Bald hätt' die Frau vergessen: d a s da muss er zuerst austrinken und das Flascherl gleich wieder zurückschicken, damit die Frau es im Mörser zerstossen und das Pulver auf sieben Maulwurfshügel streuen kann, sonst hilft alles nichts. So sagst ihm, und das gibst ihm."

Sie drückte ihm etwas Kleines, Kaltes in die Hand, bei dessen Berührung ihn schauderte.

"Um Gottes willen, ist da was Unrechtes drin?"

" 's is was gegen die Schmerzen, die werden gut davon."

"Wie den Ratzen ihre," sagte er und fügte, plötzlich in Zorn geratend, hinzu: "Warum hast du's nicht gleich dem Buben mitgegeben, warum soll ich's hintragen?"

Sie kicherte: "Dass du nicht sagen kannst, wenn's aufkommt: 'Ich weiss nichts,' dass du mich nicht sitzen lassen kannst, wie du gern möchtest, wenn's schief geht. Darum, du Feigling. Und jetzt lauf."

Er trat von ihr weg: "Ich geh nicht," sagte er.

"So lass ihn leiden! ... Niemand weiss, was der noch leiden muss. Sein eigener Sohn könnt ihm nichts Besseres tun, als ihn erlösen. Er wird zu seinem Sohn noch sagen: 'Bring mich um oder ich fluch dir!' ... Lauf, lauf! ... Willst noch nicht? ... So lass ihn leiden, wie einen gebissenen Hund, damit er Zeit hat, die Vinska in den Brunnen zu jagen und den Sohn um sein Glück zu fluchen und sich selber ums ewige Leben."

Sie sprach leise mit heftiger und furchtbarer Beredsamkeit, und Virgil zuckte unter dem Schwall ihrer Worte wie von tausend Nadeln gestochen. "Ein Liebeswerk," schloss sie, "ein Werk der Barmherzigkeit, den zu erlösen. Was ein rechter Mann wär, tät's um Gottes willen."

Er keuchte, es war ihm grässlich, zu sehen, dass die Augen seines Weibes in der Dunkelheit glimmten von eigenem fahlen, weisslichen Licht.

"Um Gottes willen? ... Um Gottes willen also," wiederholte er, wendete sich und trat seine Wanderung an.

Das Gässchen, dem er zueilte, wurde von der Rückwand einiger Scheuern und vom Zaun des Bürgermeistergartens gebildet. An der Ecke des letzteren angelangt, blieb Virgil stehen. Hinter dem Zaune regte sich's ... Ein Geflüster drang an des Alten Ohr, ein zärtliches Liebesgeflüster, ein Seufzen, Kosen, Küssen, ein Abschiednehmen für eine Nacht, als wär's für die Ewigkeit ... Es sind die Zwei, dachte Virgil, es ist der Racker, der da küsst und herzt — der Racker, für den ich hingehen und töten muss ... Muss ich? ... War gestern bei der Beicht, und geh auf's Monat wieder. ... Und das könnt ich nicht beichten, und dafür

gibt's keine Absolution, dafür gibt's nur die Hölle. — Am vorigen Sonntag hat der Pfarrer von ihr gesprochen und ihre Qualen ausführlich geschildert.

Der Hirt eilt immer noch vorwärts, seine Zähne schlagen zusammen, es pfeift laut in seiner Brust. Heulen und Zähneklappern, das ist schon die Hölle, er trägt sie schon in sich ... Ausser ihm ist sie aber auch, die Dunkelheit ist Hölle ... Und was wandert da vor ihm her, was für ein breiter schwarzer Strich, noch schwärzer als die Finsternis? — Ei, der Pavel! blitzt es durch das chaotische Wirrsal seiner Vorstellungen. Ruf ihn — so ruf ihn doch, ermahnt er sich selbst ... Wozu? Nun, um ihm das Gift ... er denkt es nicht mehr aus. Ihm ist, als ob sein Kopf wüchse und gross würde wie ein Zehneimerfass, und als ob seine Füsse so schwach und dünn würden wie Weinruten; und diese schwachen Füsse sollen den ungeheuren Kopf tragen und die Hölle, die er in der Brust hat? Das geht nicht, das geht nicht ... Was aber geschieht jetzt? Heiliges Erbarmen ... Der schwarze Strich verändert die Form, und es ist nicht Pavel, es ist der leibhaftige Teufel, hinter dem Virgil einhergeht, der Teufel, der sich mit einmal nach ihm umsieht, so sicher ist er: Der folgt mir gewiss. Dem Hirten schwindelt, und er bricht zusammen. "Nein!" würgt er hervor, "nein, ich tu's nicht! Herrgott im Himmel, gebenedeite Dreifaltigekit, verzeih mir meine Sünden!" Und vor dem Namen des Höchsten und Heiligsten verrinnt der Spuk, und es ist Pavel, der sich jetzt über den Alten beugt und fragt: "Was wollt denn Ihr da?"

"Ich, ich?" schluchzt Virgil und klammert sich mit beiden Händen an ihm fest: "Ich — nichts. Gift hab' ich bringen sollen, aber ich tu's nicht!"

Er erhob sich, den Arm Pavels immer festhaltend,, zertrat das Fläschchen und stampfte die Scherben in die Erde.

"Schau mir zu," rief er, "bleib da und schau mir zu."

"Lasst mich aus, Ihr seid wieder einmal betrunken," sprach der Junge, machte sich los von Virgils krampfhafter Umklammerung und stieg über den Zaun in den Garten.

Am nächsten Morgen erwachte Pavel aus tiefem Schlafe. Die Tür der kleinen Kammer, die ihm der Lehrer als Wohnstube angewiesen hatte, war aufgerissen worden; im Dämmerschein des grauenden Herbsttages stand der Schulmeister da und rief: "Steh auf! beeil dich — du musst die Sterbeglocke läuten."

"Für wen denn?" fragte Pavel und regte die schlummerschweren Glieder.

"Für den Bürgermeister."

Der Junge sprang empor wie angeschossen.

"Er ist tot, ich gehe hin, besorg du das Läuten," sprach Habrecht und eilte hinweg.

Pavels erste Empfindung war Schreck und Staunen. Der Bürgermeister, dem er gestern das Mittel gebracht hat, das ihn gesund machen sollte, nicht genesen? gestorben — nicht genesen? ... Das Mittel hat nicht geholfen! Gott hat's nicht gewollt, darum vielleicht nicht, weil er's wohlmeint mit Pavel, dieser gute Gott. Er hat vielleicht den Bürgermeister sterben lassen, damit er den Pavel nicht zwingen könne, noch länger bei Virgil zu bleiben.

Der Junge flog aus dem Hause und über den Hof, die Treppe zum Glockenturm hinauf, und läutete, läutete mit Andacht, mit Inbrunst, mit feierlicher Langsamkeit. Und dabei betete er still und heiss für das Seelenheil des Verstorbenen.

Als er vom Turme herunterkam, traf er den Herrn Pfarrer, der, auf dem Heimweg aus dem Sterbehaus, den verdeckten Kelch in den Händen, eben im Begriff war, in die Kirche zu treten. Pavel sank auf die Knie vor dem heiligen Viatikum, und der Priester liess im Vorübergehen einen Blick so voll Verdammnis und Verwerfung über ihn hingleiten, dass er erschrocken zusammenfuhr, an die Brust schlug und sich fragte: "Ist er böse auf mich, weil er sich vielleicht auch denkt, dass der Bürgermeister meinetwegen hat sterben müssen?"

Er ging in die Schule zurück und nach seiner Stube, und hatte diese kaum erreicht, als auch schon Vinska hereinstürzte, verstört, ganz ausser sich.

Sie hatte die Kleider nur hastig übergeworfen, das Tüchlein fiel ihr vom zerzausten Haar in den Nacken, ihr Gesicht war totenbleich, und mit den Gebärden wilder Verzweiflung warf sie sich vor Pavel hin.

"Erbarm dich!" rief sie, "du bist besser als wir alle. Guter Pavel, weil du so gut bist, erbarm dich unser ... Wir waren immer schlecht gegen dich, aber erbarm dich doch, erbarm dich meines alten Vaters, meiner alten Mutter, erbarm dich meiner!"

Sie presste das Gesicht an seine Knie, die sie umschlungen hatte, und sah flehend zu ihm empor. Er war noch bleicher geworden als sie, eine unheimliche Wonne durchschauerte ihn: "Was willst du?" fragte er.

"Pavel," antwortete sie und drückte sich fester an ihn, "das Fläschchen, das du gestern gebracht hast, hat der Tote, wie sie ihn gefunden haben, in der Hand gehalten, und die Leute sagen — und der Peter sagt auch, es ist Gift."

"Gift?" Die nächtliche Szene mit Virgil fiel ihm plötzlich ein; "ja, von Gift hat dein Alter geredet ... Otterngezücht! Ihr habt den Bürgermeister vergiften wollen ..."

"So wahr Gott lebt," beteuerte Vinska, "ich hab' von nichts gewusst ... Und auch so wahr Gott lebt: Es ist nichts Böses geschehen ... Glaub mir. — Der Bürgermeister ist an seiner Krankheit gestorben, nur früher als der Doktor gemeint hat, und das Mittel, das du gebracht hast, war ein gutes Mittel ... Man wird es schon sehen bei Gericht, denn es kommt vors Gericht, der Peter will's!"

(Fortsetzung folgt)



The Modern Spirit

By Rev. Fr. J. Walliser O.M.I.

For years, centuries, and mileniums, the world has been spinning on its axis. Whirling through space at an incredible rate of speed, steering an unerring course amid the myriad cluster of stars, planets, and moons that dot the firmament, the planet earth is guided as by an unseen hand in the course plotted out for it by its Maker. It is one of many noble creations of the Mapper of Courses and the Creator of Worlds. And whilst one half of this planet of ours is shrouded in darkness, the other is bathed in sunlight. Whilst one half of the world sleeps, the other is absorbed in the daily struggle for bread.

The World of Sunlight

Light. Life. The grain is sprouting. Buds are unfolding. Alarm clocks are ringing. Streetcars, busses, trains and planes begin humming and roaring. Men, women and children stream out of their homes into the open air, and stream back again into factories, offices, mines, quarries, schools, planes and tanks. The wheels begin to hum, motors drone, and factories begin belching forth their thick black smoke into the pure, sunlit air.

Why all this activity? Why do men sweat before open, fiery furnaces? Why do men crawl innto the bowels of the earth? Why do scientists slave over retorts and test tubes?

The most primitive answer is the best ... the gnawing pains of hunger must be stilled; man's nakedness must be covered. Only labour can fill these needs and therefore does man labor.

The World of Darkness

The sun has set. Forests, rivers, fields and mountains are hidden in darkness, except for the shimmer of moonlight on the water, and the fingers of light stabbing the inky blackness on the highways and lanes.

But far from the quiet and happy environment of the farm homes, the big cities become alive. In the quieter suburbs the moths begin to flutter vainly around the lamp posts. In homes, apartment houses and dance halls, the lights become brighter, as the work-worn men and women ease their aching limbs and weary minds in the melody of tinkling glasses and giddy laughter. Then it is that men forget the toils and heartaches of day in a world of fun and merry - making. Theatres disgorge their patrons; cars whiz at a dizzy rate in a never-ending merry - go - round of speed, to the accompaniment of screeching brakes, grinding gears, and honking of horns. This is the modern world. This is life.

The Christian and Catholic World

The two worlds which we have just seen are but two aspects of man as seen from the viewpoint of an Onlooker from Above. The same Divine Spectator, however, does not merely observe the life on our highways and byways, but He also perceives the life that flickers and often flames within the human breast. To many, this life within Man is unseen, but it is nevertheless the real life .. the only reality in a world of unreality; the only Value in a world of Unreality.

In a little country farmhouse long ofter the chores have been completed, the children are seated around the table, each endeavoring to do his or her homework for the following day. Father, sitting in the armchair, knocks the ashes from his pipe, glances at the clock, and beckons to the little ones.

"In the name of the Father, and of the Son, and of the Holy Ghost," the father begins, and kneeling together on the rude floor, the entire family recites the rosary and evening prayer.

In a large city church the six o'clock Mass is beginning. The priest scends the altar. The Gospel, the Offertory, and finally the solemn moment of the

Consecration arrive. The bell tinkles, the priest genuflects, and raises the Host. Wonder of wonders! Every head is bent in silent but earnest adoration. Can this happen in the twentieth century? Whom do I see in the congregation? A doctor, a lawyer, Dr. Salazar of Portugal, the King of Italy, Generalissimo Franco of Spain, Mr. Lapointe, Minister of Justice of Canada, Marshal Petain of France. But that is not all. I see others. There is a baker, a butcher, a grave digger, an ex-convict. What are they doing side by side? What are Capitalists doing in the ranks of Labor? What is Labor doing in the ranks of Capital?

Far above, surrounded by his faithful followers, the face of the Creator of Worlds is wreathed in smiles. He brought these men together, in the spirit of brothers. He sent His Son down to earth to teach His children how they should love each other, and forgive each other, and understand one another. He even taught them how to die for each other, by sending His only Son to die for them all.

The Pagan and Hate-Filled World

But the Creator of the Worlds has lost His smile. He is gazing in another direction. He becomes sad and sorrowful. He is looking into another Church, filled to overflowing, and what He sees sends daggers of sorrow not only into His own heart, but also into the heart of the Mother of His only Son.

The priest ascends the altar. Incense, coming from mighty smoking urns, is wafted gently downwards, and hovers over the heads of the worshippers. It increases in volume, for the high-priest is preparing for the sacrifice.

But who is this high-priest? Is he young? Is he old? No-one knows for he is everything. By some magic, he seems to be continually changing his shape.

The world is a divinely activated mechanism given over to the control of men. What is the spirit that pervades these controlling forces, and whither is it leading us?

At one moment he is editor of a newspaper and publishing house. He harangues his hearers, calls for copy and sweats over the presses. Then he waves a newspaper aloft, flaming with a banner headline: "Nothing but the Truth!" All the while, however, he chuckles and whispers to his aides: "Lies, lies, ... lies."



A bright red flash, a howl of anguish, and a puff of heavy black smoke hides the editor from view. When the smoke clears the editor has vanished, and in his place we see in quick succession a doctor advising a patient, a vendor of narcotics, a salesman for a drug company, a murderer, a thief, a divorcee.

What of the spectators? Who are they? Silence. Secrecy. No one dares speak. Some you know. They are the common folk, ill clad, rough looking men. They are the common thieves and sinners. Many are chained to the Hooded Ones, those with capes and hoods. They change from year to year, from century to century, for they die and others take their place. Whilst they live, no man may dare speak of them. They are the high-priests of iniquity. They are the ones who offer up the sacrifice on the altar.

But what is this sacrifice? Is there only one? No! There are many. Tens and thousands are led to the butchery. Unborn babes, frail women and children, young and old, male and female. Some are poisoned with lies. Others mown down and hammered to death by the sickle and hammer. Others driven insane by drugs and alcohol, and still others shot, and starved, and frozen to death.

The Modern Spirit

The Creator of Worlds looked down upon the earth. He saw a forest of arms uplifted in prayer, another forest of arms raised in the salute of the clenched fist, and an enormous, pitiful, third army of men, with heads bent and arms drooped in despair and bewilderment. They were the many, the oppressed, the ignorant. How did they reach such a sad state? This is the story of the Modern Adam and Eve, led astray by the modern spirit.

The Middle Ages had no printing presses, neither did it possess running water, electricity, airplanes, trains, or radios. Man lived a simple village life. He enjoyed the ordinary creature comforts, but of plenty there was little to be seen, even on the tables of the nobles and merchant classes. He possessed, however, something infinitely better. He enjoyed happiness.

The Modern Man proclaims the twentieth century to be the Golden Age .. an age of technical achievement and animal comfort. No one denies the fact that man is infinitely more comfortable, infinitely more advanced in the field of science, than his brethren of the Middle Ages. But does he possess hap-

piness? Is he contented? Is he more virtuous?

If man is happy, why does he flit from place to place in search of amusement? Why does he seek more and more riches? Why does he drown his sorrows in shameful pleasures?

The Modern Man, and by this I mean all those whose god is Matter, and Force, and Riches, will never be satisfied until he throws away entirely his modern spirit. Imbued with this spirit, and raised amid godless surroundings, the Modern Man can only produce an ever more godless era in the future. God and the ten commandments are today exiled from the school. He is banished from all public buildings. He is vanishing from the home. And in His place we have Progress, Wealth, Achievement and Power. Men trample over each other in their eager search for their own Ego . . . for anything that is of advantage to themselves alone. They are seeking happiness in something material, instead of hapiness in something spiritual. They forget that matter corrupts. Trees, animals, and even man will eventually dissolve into their primary substances, and perish. They forget, above all, that Man has a supernatural soul, which can never perish.

When man forgets his soul, he forgets Humanity, Charity, Hope, and Faith. Without a soul man is an animal. The Modern Man thinks as an animal, acts as an animal, and fights as an animal, because the major portion of men, through their godless leaders, control the exterior and often the interior course of events.

This is the modern spirit. It is the spirit of the animal world. It is pagan, animal, and brutish in its aims, as well as in the methods it adopts to achieve its selfish, material ends.

The Modern Spirit and the Future

The history of mankind is a mirror reflecting the course of events that will transpire in the future. In that mirror we see the immense armies of the past. The hosts of Pharoah march futilely into the Red Sea and disaster. The highly intellectual Greeks, and the equally virile Romans are first softened and degenerated by luxurious living, and then beaten and cast aside by a foe endowed with the natural virtues.

On the other hand, the barbarous and unlettered Teutonic invaders of the Roman Empire, crushing a tottering race of degenerates, absorbed the culture and religion of Christianity, and made the mighty Christian States of France, Germany and England. Softened and enlightened by Christianity, they produced Cathedrals, hospitals, schools, and orphanages. Hardened by the commandments, they produced saints, heroes and Crusaders. Christian Europe was united under one spiritual leader, and one temporal leader . . . One Pope and One Emperor.

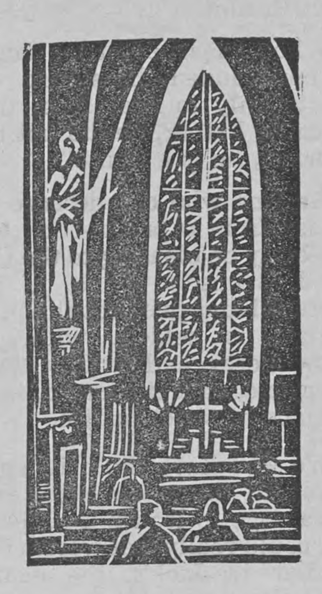
This ideal unity was broken by the Modern Spirit, which arose in the days of the Renaissance and the so-called Reformation. The cry for freedom from the authority of the Church. Individualism, selfishness, and private authority gradually assumed the ascendency. Men became like gods, and acted like beasts. The crimes of the Industrial Revolution, the supreme achievement of the Materialism of the Individual, have now been followed by the Materialism of the State, with equally fatal consequences.

What does the future hold in store for man? God alone knows. But if men wish for sanity, order, and hapiness, the only solution is a return to religion. But this religion must not be something external. It must not rely on the number of churches that are built, but in the quality of the believer. Man must not only give lip service to God, but he must be spiritually rejuvenated. The individual must be thoroughly imbued with Love of God and neighbour; hate must give way to love; selfishness to unselfishness; godless education to christian education; divorce laws to the ten commandments. If the individual practices charity, and justice for all, society cannot help but do the same, and only in this way can society save itself from wars, revolutions, civil strife and family quarrels. As Leo XIII wrote in Rerum Novarum (page 16) "If society is to be cured now, in NO OTHER WAY can it be cured, but by a return to the Christian life and Christian institutions."

This solemn warning was uttered more than forty years ago. Has man made any progress for the better? You yourselves are the judge in this matter. Our only hope is that God, in His Divine Providence, will permit man to see the light, warning him of danger and destruction ahead. If the forecast is discouraging, we must never forget that one of the outstanding qualities every Catholic should possess is Hope. If we were standing alone in the arena, with out bare fists against a superior foe, we would have reason to despair. We are, however, not alone. God above is with us, and in the tabernacle God watches eternally in the light of the lamp that is never extinguished. He is our Leader. Let us follow in His footsteps. Only then can we hope to cast forth this Modern Spirit from out our midst, and with it misery, despair, hunger, hate, and every evil thing that walks our streets and haunts our hearts.

PEOPLE ASK:
On whose side is God?
We should rather ask:
On whose side are we?
Are we on God's Side?

Atheists believe in God and religion,
But like Satan only to destroy.



A Saint in Prison

Some saints are sent to prison and some prisons send out saints. This happens not because of prisons, but despite them, through the Grace of God.

The mark of holiness in the members of the Church is often found where least expected. No-one would be inclined to look for extraordinary holiness or virtue among society's condemned murderers, kidnappers, robbers and thieves, and nevertheless, strange as it seems, many of them give their more fortunate fellow men an edifying example in Christian life. This is true of those who were convicted justly, as well as those unjustly condemned.

It would not be prudent to tell the story of one who is still among the living because it is better to wait until a Saint is dead before we praise him. Many an interesting and edifying life-story could be told of those now serving time, and of those whose time is served and who are out making good.

Some years ago a man by the name of Jack K—served nineteen years and three months in a penitentiary for a crime of which he was not guilty. Handsome Jack, as he was called, had been keeping company with a young woman whom he had intended, eventually, to marry. Jack was a travelling man and while on his trips corresponded regularly with his fiancee.

Not having any reason for doing so, he did not keep a record of his daily whereabouts. One night his fiancee was found murdered in a Chicago hotel. Mystery shrowded the murder. Letters from Jack indicated that he was friendly with her and since no other cause for murder could be alleged suspicion fell on Jack that he murdered her in a lover's quarrel.

Three months after the murder Jack was arrested and twelve people testified they had seen him register in the hotel with this girl at noon of the day prior to her murder, although no hotel record in Chicago indicated Jack's registration in the city at that time.

Jack himself was positive that he was at some place in the state of New York on the night of the murder, but he was unable to prove an alibi, because he was not certain what town he was in, and he had no business transactions recorded that could account for his whereabouts.

Jack was found guilty of murder and sentenced to life in prison at the state penitentiary, Joliet, Illinois.

During his incarceration I personally tried to investigate the case and the best information I could obtain, which would seem to prove Jack's innocence, was a photostatic copy of the hotel register in Cincinnati, which showed that his girl friend had only checked out of the hotel about 10 o'clock in the morning on the day on which she was supposed to have registered at noon, in the company of Jack K—in a Chicago hotel.

She could not have been in a Chicago hotel at noon, since in those days, aeroplane passenger service was not developed and there was no other rapid transportation that would convey one from Cincinnati to Chicago within two hours.

This information was forwarded to the Parole Board for consideration, but I was informed that after he had served minimum of his sentence, which would be twenty years, the Parole Board would consider extend ing leniency to the convicted.

One would naturally expect that such an attitude on the part of society would embitter the victim, but such effect was not produced in Handsome Jack. He served his time most resignedly and religiously. Frequently in my conversation with him I heard him say, "I do not know why God permitted this to happen to me, but some day I am going to say, 'Thanks be to God it all happened.' "

As I look over the history of his life, I am convinced that today Jack K— is saying in all jubilation, "Thanks be to God that I was sentenced unjustly."

Where are we going to look for hope to escape despair?
To Christ and His Church Alone, who says:
"I am the Way, the Truth, and the Life."

Jack was most faithful to his religious duties while in the penitentiary and was never known to omit Holy Mass or Confession and Communion when opportunity was presented him. He showed a pronounced devotion to Our Lord and the Blessed Sacrament and to the Blessed Mother in whose honour he daily and devoutly said the Rosary.

After receiving Holy Communion his exterior devotion was edifying to his fellow convicts. Morning and night when he knelt in his cell to say his prayers no-one ever thought of accusing Jack of hypocrisy. I asked inmates why nobody ever ridiculed Jack for his piety, and I received from them this answer, "because Jack is sincere."

Perhaps there is no place in the world where sincerity or insincerity is more readily detected than in a penitentiary. No class of people is more suspicious and more critical than a prison-inmate population. They readily detect among their social workers and religious leaders whether they are motivated by mere Christian charity or are really working for them out of a genuine love of God and neighbour. Hence, if Jack were in any way hypocritical, his assumed piety would have soon been blasted and he would have found himself the laughing stock of his fellow inmates.

During the entire nineteen years Jack was never known to have said an unkind word to any one or about anyone, and never to have been guilty of an unkind act, but was rather known to be willing at all times to help his fellow men, provided it was not against his conscience.

This charity manifested itself even though it taxed his own conveniece or his own personal belongings. A few times in my dealings with him, when I learnthat others had treated him unjustly , I began vehemently to inveigh against them. Jack interposed and begged me not to speak thus of them because what they had done was not meant in the way in which it appeared.

He was most diligent in the work prescribed for him in the penitentiary and scrupulously took care of the material under his charge. He was a frequent caller at the Catholic chaplain's library and his selection of books was that which would promote spiritual health. At times I was obliged, in my capacity, to demand sacrifices and inconvenience of him, but he never showed any resentment but always cheerfully complied.

What I personally especially admired in him was his genuine spirit of resignation to the will of God. That spirit always springs from a deep faith and he showed this spirit in his daily life. To Jack, God was the Living Father Who is always caring for His creatures and even when His hands seem to lay heavily upon them, He is really showing them special love.

Jack had but nine months to serve until he would have been eligible for parole when he took ill and was removed to the prison hospital. He was not bedridden and there was no indication that his sickness might prove fatal.

Suddenly he took a turn for the worse and died. So surprised were those working in the hospital that they entirely forgot to call me to administer the last rites to him.

When I learned of the neglect I reprimanded those who were guilty only to hear from them, "Really, Father, he did not need a priest, he is a Saint."

Anyone who can deserve that praise from a prison-body must certainly be pleasing to the Good Lord, Himself. God is both merciful and just, but the prison inmate is seldom willing to show mercy, and usually weighs everyone, except himself, in the balance of strict justice.

We who have the privilege of living in the world with every advantage to lead a God-fearing life could really learn, from cases similar to Jack's, the genuine Christian spirit. It is easy to be good when everything goes our way, but few we find who imitate the virtues of Holy Job, who remained true to God when He had placed a heavy hand upon him.

Apparent misfortunes are frequently the greatest blessings in disguise, and as the good Irishman was wont to say: "Thanks be to God my rheumatism is much worse," so also Jack can now say. "Thanks be to God I served time in a penitentiary."

He practised the heroic in a place where it is least expected.

Morality and love of God are reproaches to burdened consciences.
Bad men say that consciencc, sin, are the creation of priests and religion.
If they could kill all priests and burn all churches,
They could do wrong and sin without feeling guilty,
They could make themselves feel that there is no right and no wrong,
They could then do as they please.

* * *

They cannot drive God out of the world,
But they can banish His representatives.
That is why they persecute.
But they cannot scale heaven and make themselves as God;
They only lay waste, the earth.

" Canadians All "

John Murray Gibbons pays a warm tribute to Canadians of European descent. In his War Pamphlet "The New Canadian Loyalists" published by the MacMillan Co., he quotes the Rt. Hon. Joseph Chamberlain as saying: "The naturalized alien is your most ardent patriot."

The United Empire Loyalists.

50,000 Empire Loyalists lived in Canada at the time of Confederation. They came from Europe; fought for Canada; and established their homes in Canada. A great many of them still speak German. These descendants settled in Colonies on much of the best farm land north of the St. Lawrence River. Large colonies are found in Ontario. Today many stand high in the legal, teaching, engineering and medical professions, and in agricultural, political and business circles. It used to be said of the United Empire Loyalists that they included more graduates of Harvard than were left in the United States.

New Canadian Loyalists.

Successive generations of Empire Loyalists have drifted away from their farms into cities. In recent years, newly arrived immigrants from all parts of Europe have bought up these farms and made their home chiefly in Ontario. These new settlers are therefore not only to be found on the Western Prairies. Still today, thousands, in a steady stream, are moving into Ontario and other Eastern provinces — others are going to the West Coast.

Recent settlers in Ontario have come with some money, directly from the disturbed areas of Europe. Others came earlier; they worked in mines and lumber camps; they then retired to the more congenial climate of the Niagara Penninsula and the north shores of the St. Lawrence River and Lake Erie. "There they may be buying ready-made farms, but they still have to make clearings in the forests of prejudice." But "they and their children are proving to be just as loyal to Canada as the United Empire Loyalists were to the British flag. What is more, this immigration of new Canadian loyalists has not come to an end. It is just beginning."

In Western Canada, these settlers have blazed new Frontiers. They helped open up the West. They broke up the virgin soil; and made of the fertile prairies, the granary of the world. They are settled in colonies and groups.

On lands throughout Canada, in every large city, large groups of Canadians of European descent are to be found.

The Poles.

Polish immigration started from Austria between 1890 and 1900. It was directed to the land east of Winnipeg. Their industry converted these lands into prosperous mixed farming districts.

The 1931 Canadian census tells us that there are 145,403 people of Polish descent in Canada. When this year's figures are published they may well number 200,000.

Polish Canadians are not all farmers. 46% live in cities. 42,384 live in the cities of Ontario. 40,243 inthe cities and towns of Manitoba. They are winning prominent positions in the professions, particularly as physicians, lawyers and engineers, and as teachers and musicians.

Polish Canadians are for the most part Catholic and deeply religious.

The Chechs and Slovaks.

They number 36,893. Ontario has welcomed quite a number during recent years—the larger proportion being farmers, while a considerable number of new industries have been established by Czech refugees. The Bata Shoe Co., a new model factory at Frankfort, Ontario, is operated by a Czech. Thomas Bata was permitted to bring with him 82 Czech technicians. With these in key positions, he was very soon employing 600 Canadian or British born. Bata expects to increase this force to 1800.

Other new industries in Ontario and Quebec include glassware, lighting equipment, textiles, chemicals, toys, etc.

In 1941, 4,000 Czechs gathered at Chatham, Ontario to express their loyalty to the British Crown.

Germans.

473,544 Canadians of German racial origin are listed in the 1931 census. They migrated from Russia, Hungary, the Balkans and the U. S.A. Very few, comparatively speaking, came from Germany. A large number of those who came from the U.S.A., Russia and Hungary, are settled in groups. In Saskatchewan for instance there are large colonies. Chief among them are: St. Peter's Colony, east of Saskatoon; (this colony is under the direction of the Benedictine Fathers — cf note 1.); St. Joseph's Colony 125 miles west of Saskatoon; the Prelate District Colony; the St. Walburg and Good Soil Districts; the Grayson District. These latter colonies are confided to the care of the Oblate Fathers of St. Mary's Province —

(Continued on page 33)

Don't Pity the Eskimo

By James P. M. Dunleavy, O.M.I.

Father Dunleavy puffed deeply on his five - cent cigar and blew out a heavy cloud of smoke.

"You know," he said, "I received a box of cigars from one of your readers last Christmas. I stretched them out, using them only on Sundays and feast days. They lasted me until it was time for me to head South."

"How did they keep," I asked.

"Like everything else in the North," he replied, "—like ice."

"You mean—"

"Precisely. I'd thaw one out in the morning to have it nice and soft for after dinner."

"And how did they taste?"

"Taste? Try a frozen cigar sometime and you'll find out. No taste to them at all. But they were a change from the pipe, and they made me feel quite civilized."

Father Dunleavy has put aside his pipe for the present and will do so until the dentist can fit a new set of teeth to his gums. Apparently teeth refuse to function without the proper vitamins, no matter how much will power their owner may have.

But apart from the missing molars, the "Irish Eskimo" looked little different from the young priest who had given me his first blessing four years before. His face had a weather-beaten look that no afternoon at Hampton Beach could give anyone, and there was a certain tenseness about the eyes. Otherwise there was nothing to betray that this young man had spent four winters in the sub-arctic, the last of them alone.

"No," he assured me, "I haven't varied a pound since I left. My ordination suit fits me as well as the day it was bought."

"How about your shoes," I asked. "They told me you had some trouble with those."

"Don't mention it! I spent four days in Ottawa on the way down and didn't have a shoe on me all the time. After four years in sealskin moccasins I thought I would never be able to get a shoe on again."

Shoes it seemed were only one of the hazards of a man when he first came "outside." Another was traffic.

"I was sure a dozen times that I'd be killed in Montreal. Give me a polar bear any day rather than an automobile."

Not having a polar bear handy we proceeded with a few questions about the North.

"Tell me honestly," I asked him, "what did you really think of the Eskimos."

"The grandest people you ever met," he replied. "And different from any thing you ever met, too."

"Originally they were Indians, but that was centuries ago, and now they really form a sub-race. But don't get me wrong, there is nothing inferior about them.

They were evidently driven North by some more warlike tribes who thought they would perish in the frozen Barren Lands. Instead they prospered; but only by using their brains, and four or five centuries of quick - thinking have made them as sharp a people as you will ever come up against.

"It was the Indians, by the way, who gave them the name we know them by. When some Hurons ran into them in Northern Quebec in the 18th century, they observed with astonishment: ayes-kimeow—'they eat raw meat!' Father Charlevoix, S.J., was the first person to put the term in a written record. In time it became Esquimeau, and Eskimo.

"But the Eskimo's name for himself is Inuk—'a man, a pre-eminently.' And that is just the way they feel about themselves. They are sitting on top of the world, both literally and figuratively. There is no question that they are boss in the North. For the incompetent whites who live among them they have only an affectionate pity.

"Of course when Bishop Turquetil established the first mission at Cherterfield Inlet in 1912, he did not find them particularly affectionate. That was because the white man's bigotry had preceded the Bishop and he found himself exposed to constant ridicule — until they found out that he too was Inuk. Now they love him like a father —or rather, a grandfather, as that is one of their names for him.

"No, the only trouble with the Eskimo is the white man. From the whites he has contracted the diseases which once threatened to wipe him out, and also most of his vices. The best Eskimos, pagan or Christian, are those who have had the least contact with the whites."

Father Dunleavy said that after several centuries of exploration and trading, a number of Eskimos had white blood. One notable exception was the granddaughter of the colored cook on a New Bedford whaler. A devout Catholic, she had decidedly Negroid features and is the tallest Eskimo he ever saw, standing five feet nine in her moccasin feet.

What sort of Catholics do the Eskimos make? Like any people they have their fervent and their lukewarm. Most of the few defections, however,

have been for family reasons. Like all Orientals they are devoted to their elders, and sometimes a pagan grandmother or mother-in-law has been able to undo the missionary's patient work.

But for the most part they make excellent Catholics as only those who have been through a long probationary period are admitted to Baptism.

No people, Father Dunleavy said, are more devoted to their chilren. Until a child reaches the age of reason he is king of the household. His parents consider him as irresponsible as a puppy and make no attempt to discipline him in any way.

"More than once I've had to bind up the fingers of some youngster who had been playing stick-knife with his father's hunting knife. It did no good to remonstrate with the proud papa. He would just shrug his shoulders and say, 'He is only a child.' But once the child reaches seven or so, the strictest obedience is the rule."

I asked the young missionary if there was any foundation to the charge often made by non-Catholic observers that the Christian code of morals imposed unbearable harships on these children of the North.

"Not at all," he retorted. "The Eskimo is naturally more moral than most of the whites he associates with. The self-restraints imposed by Christianity are not half the burden that the superstitions of paganism were to him. And if any proof is needed, the birth rate is the answer. Our Catholic Eskimos are definitely not dying out, but are increasing more rapidly than either the pagans or the Anlicans."

Over a thousand of the 6,000 Eskimos in the vast Hudson's Bay Vicariate are now Catholics. Thirty - three Oblate Fathers, 6 Oblate Brothers and 6 Grey Nuns are laboring amongst them. Three of the priests are American born; Father Dunleavy, from the First American Province, and Fathers Cartier and Biasolli from the Second American Province.

"How do Americans get along in the Arctic?"

"They love it!" was the enthusiastic reply.

"This talk you may hear about Americans not being able to live in the Arctic is nonsense," he said. "Anyone with normal health and strength can stand an Arctic winter. Of course you need a reason for staying there. But the thought that you are bringing the knowledge of Christ to these children of the snow makes you overlook the physical hardships.

"Oh, it's a hard life, all right. Perhaps the hardest known to man. Most of your waking hours are devoted to the struggle to keep alive. The snow, cold, darkness, hunger — these are your constant enemies.

"But once you get to know your way around you welcome these dangers. The hardest thing about the North is the isolation. When you have no-one to talk to for days at a time you learn things you never knew about yourself—and also about God."

A gust of wind slammed a door in the rectory. Father Dunleavy started.

"There will be snow now in Mistake Bay," he smiled. "I hope they have the mission well banked when I return."

"Canadians All"

(Continued from page 31)

Large group settlements in and around Regina are in charge of the diocesan clergy. Chief among them are St. Joseph's Colony, Sedley, and St. Peter's Colony, Vibank, Odessa, Kendal, etc. Many more isolated parishes throughout Saskatchewan, the south particularly, are made up of people of German origin. Group settlements are to be found in cities and larger towns throughout the whole of Canada, not to speak of the large organized parishes in Toronto, Montreal, Winnipeg, Regina and other large cities.

Several newspapers and magazines are published in the German language. Chief among them are: the St. Peter's Bote, the Marienbote, the Courier, Der Nordwestern.

Sapper, Con. Schmidt of the Royal Canadian Engineers spoke over the C.B.C. hookup on the "Canadians All" series and summed up the sentiments of Canadians of German racial origin, when he said: "German Canadians came to this country seeking freedom, peace, free speech and religious rights. We treasure our citizenship and will do our utmost to destroy any menace that may threaten those freedoms.

Ukrainians.

The Ukrainians represent the largest slavic group now settled in Canada. They number at least 300,000. Some figures as high as 450,000. They were peasant folk, coming from overcrowded lands of the Austrian, Polish and Russian Ukraine. They are loyal to their language and traditions. In a report made by R. W. Murchie and H. C. Grant on a typical Ukrainian settlement it was said: "In general, to anyone who knew the type of country 20 years ago, the whole community presents a splendid monument to courage, hard work and perseverance."

Mr. John Murray Gibbons in his pamphlet, "The New Canadian Loyalists" published by the MasMillan Co. at Toronto, also gives a wealth of information on people of Hungarian, Scandinavian, Finnish, Russian, Jewish, Dutch, Belgian, Greek and Italian descent.

The way of life of these Canadians fully justifies the dictum of the Rt. Hon. Joseph Chamberlain: "The naturalized alien is your most ardent patriot."

Patrons for Army Men



By F. A. Brunner

Take your pick—or better, combine them all into a litany of army saints and invoke them every day.

With so many men now encamped in army life, with so many Catholic soldiers now in arms, it is imperitive that the saints whose office it is to care for and protect warring men be known and loved. Here are a few of the great patrons of soldiers.

St. Adrian of Nicomedia
(whose feast is held on September 8.)

Adrian is said to have been a pagan officer at the Roman imperial court in Nicomedia. He was jailed for identifying himself with the persecuted Christians, and after a long imprisonment was at last cruelly executed in or around the year 304 in the reign of Emperor Diocletian. A soldier himself, St. Adrian has been long venerated as patron of army men.

St. Demetrius of Salonika (October 8.)

St. Demetrius was probably a deacon in Dalmatia martyred during the persecution under Diocletian. But later legends make him a pro-consul and a great warrier-saint, and in this capacity he received the most solemn cultus throughout the east. Along with St. George he was adopted by the crusaders as their guard and guide in the long fight against the Saracens.

St. George (April 23.)

Beyond the statement that he was a martyr who died at Lydda in Palestine in the early fourth century, there is nothing about St. George that can be affirmed with certainty. This youthful "martyr - knight" is the subject of many pretty legends, not the least dramatic the dragon story with which he is usually assiciated. Because he is often pictured mounted on a fine charger, he has been chosen protector of the cavalry.

St. Ignatius of Loyola (July 31.)

St. Ignatius, a Spanish nobleman born in 1491, was bred to arms. His military career, however, came to an abrupt end when in the defense of Pampeluna he was severely wounded. But the lessons he had learned as a soldier he employed in the service of the Church when in 1534 he began the foundation of a company of spiritual soldiers, the Society of Jesus, whose characteristic virtue was to be obedience. He died in 1556 after glorious service as "General" of his new organization.

St. Maurice (September 22.)

According to the legend, St. Maurice was the primicerius, or shall we say chief officer, of the storied Theban Legion, a detachment of Christians recruited in Egypt who were on active duty in Gaul. History seems to record his martyrdom in 287 at what is now called St. Maurice-en-Valais in the Rhone valley; but whether the whole legion was massacred is disputable. St. Maurice's death was the result of his loyalty to higher duties than the commands of his officers, adherence to principle in the face of worldly preferments and earthly honour. "We owe you military service and obedience," he cried out to his superior, "but we cannot renouce him who is our creator and master."

St. Sebastian (January 20.)

The story has it that he was a captain in the Imperial Guard under Diocletian. For his profession of faith in Christianity he was killed with arrows. He lies buried on the famous Appian Way. For years beyond record he has been regarded as one of the principal patrons of those engaged in warfare, chiefly however of companies of guards, domestic and civil.

St. Theodore of Heraclea (February 7.)

Theodore is one of the great military martyrs of the East. He was military governor—the Greeks call him "stratelates" or general; we would probably say Minister of War — in Bithynia, and suffered martyrdom in 319.

St. Martin of Tours (November 11.)

St. Martin, born in Upper Pannonia around 316, came of an army family. Although he himself was sent to the army, he refused to fight against the German invaders on the ground that a Christian, pledged to peace, should not engage in unnecessary war. He died in 397 as bishop of Tours in what is now France.

It May Interest You......

POT POURRI

"Bedouin" means "dweller in the desert." Their excuse for habitual stealing is revenge. Maybe you can think of a Bedouin. In the Russian Ukraine 75,000,000 tons of coal are mined annually. 18,000 persons commit suicide and 100,000 more attempt it in the United States yearly. By order of Pope Pius XII a Catholic Encyclopedia for the Japanese has just been released. Humming birds eat every ten minutes. Without food they die in an hour. Rubber contracts when heated. The letter "M" in Egyptian hieroglyphics was originally the picture of an owl. Science cannot duplicate the product of a bee. The shark has a brain for every sense. Night has shape. The earth's shadow forms a cone. The seed of a giant redwood is only one-sixteenth of an inch long. Ralph Waldo Emerson never used a towel after bathing.

ONCE OVERS

Thirty-two years ago rubber gloves were first used by surgeons in the Johns Hopkins Hospital, Baltimore, Md..... Eighty-one years ago, New York City passed the first law that all tenements must have fire escapes ... The first non-skid auto tire was invented twenty-one years ago in Akron, O.... The first 6-day bicycle race was held at Madison Square Garden, New York City, in 1891, which was won by a high - wheeler ... Supporters of James G. Blaine were called mugwumps ... The avacado takes 15 months to ripen.

IRAK

Irak was called during the first World War by the name of Mesopotamia. It is a kingdom which lies north of the great desert of Arabia. One end touches the Persian Gulf and the northern end touches Turkey, which controlled it before 1914. Irak is almost the size of California. The population is only three million. There is too much sunshine there for comfort.

Bagdad (of Arabian Nights' fame) is the one famous city which grew up in Irak during the past thousand years or so. The Tigris and Euphrates rivers' flow enables them to grow excellent crops. It is rich in oil and is therefore a great prize in the present war. You have read much of the "Berlin to Bagdad Railway." The Bagdad railway runs from the Persian Gulf to a point where it links up with the railways of Syria.

SPEEDS

The Crab Nebula (super-nova star) travels 800 miles per second. Light 186,330 miles per second. The Planet Pluto 3.07 miles per second. A device originated at the U. of Virginia, a super-speed rotor, consisting of small steel balls spinning in a vacuum, at 100,000 r.p.m.... 25 miles per minute. London to Glasgow express 125 miles per hour. Equipoise ran a mile in 1 min. 34 2/5 sec. John R. Cobb's English auto at Utah's Bonneville Flats, on August 23, 1937 ... 6.16 miles per minute. New U.S. bombing plane, 10 miles per minute in power dive.

MARIA

"On the top of the Rock of Calvary there are two altars; one on the spot where Mary stood beside the Cross, the other on the place where Christ was stripped of His garments. Above the first there is a miraculous picture of the Blessed Mother, the chief interest of which lies in the fact that when Mass is said there, the eyes of the Madonna slowly fill with tears. The phenomenon commences with the Canon and increases up to the time of the Consecration. At the elevation of the Chalice, Our Lady's eyes are brimfull of tears, which subside as the Mass draws to a close." (Leaves from the Garden of St. Bernard. March-April, 1941.)

FOR A SMILE

A kind father took his young hopeful to a cinema. As they watched a gladiator being devoured by a lion, the little one cried out: "Oh, look at the little baby lion!" Said the father: "They won't hurt you; it's only a picture." Answered the child: "Yes, I know, papa, but, the dear, litle lion isn't getting any!"

LAWYER'S LOGIC

A lawyer riding on a street car noticed that when the car passed by a Catholic Church, the conductor tipped his cap.

"Why did you tip your cap?" he asked.

"In honour of the Blessed Sacrament," said the conductor, without a moment's hesitation.

"And I suppose," said the lawyer sneeringly, "You also believe in the Trinity."

"Certainly I do, although I can't explain it."

"And you belive it without understanding it?"

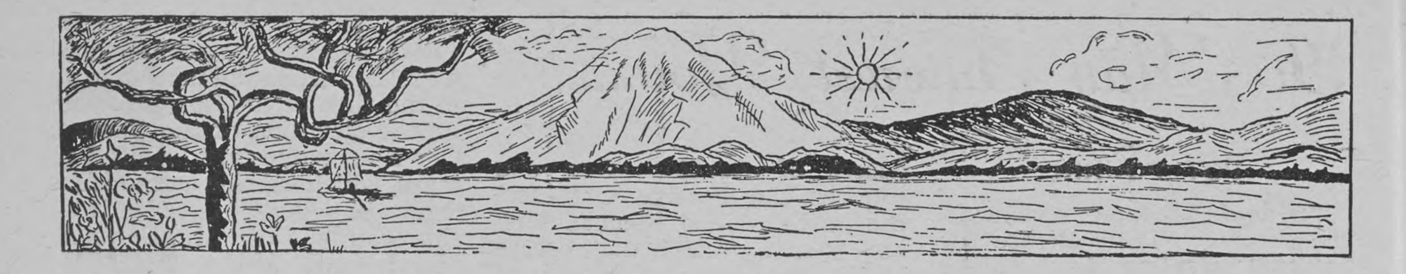
"Yes. Now let me ask you a question. How do you move your fingers?"

"Because I will to move them."

"Then why can't you will to move your ears?"

The conversation had been carried on so that the other passengers could hear, and at the laugh which followed, the lawyer in some discomfiture got off at the next stop. Thereupon the conductor remarked:

"Do you know, I was actually afraid he would beat me by moving his ears, because a man who will only believe what he can see and understand is little better than an ass."



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

PROLOGUE

It had been a matter of superlatives, the romance of Diana Voyne and Prescott Peters. The New York papers had played up all the precocious details: how the two had met at a literary tea; how Diana had just won the Crane prize for the best novel of the year; how her latest book was being turned into a movie out in Hollywood.

Of Prescott Peters there was not quite the same enthusiasm. It was true he had been dramatic critic on the Telegraph for thirteen years, and that occasionally he turned out an article for Collier's or the Saturday Evening Post. There was also mention of a recent trip to Chile to study the workings of Communism there.

"A keen intellectual, a student of modern government unequalled in our country," wrote the Herald Tribune. "His 'Chaos in Europe' is a thought-provoking volume."

"Mr. Peters has a fascinating perception," declared the Telegraph. "His new book should be read by every American interested in the future of democracy."

"I'm terribly happy," Diana told herself, the bright April morning of their wedding day. Down at Pier 31 her grey eyes held the vision of the crowds come to see the Conte di Savoia sail for Genoa and the sunny blueness of Italian skies. Slender and attractive, her blondeness betraying none of her thirty-two years, she smiled up at the tall, lean-faced man beside her.

"Isn't it just too wonderful?" she whispered.

Prescott Peters scowled. He hated crowds. On his wedding day they seemed worse than ever.

"If I see just one more reporter . . . "

Diana laughed outright at the irritation in his voice. Prescott was forty, but sometimes he acted just like a little boy.

"It's all because everyone wants to wish us luck, darling."

"Mrs. Peters . . . "

"Yes?"

She turned around to confront Austin Mallory, Prescott's faithful secretary, hovering in the background with a sheaf of telegrams. His small, plump face was beaming.

"The newsreel men want to take a few shots," he said.

Diana nodded. "Of course," she said. "Come along, Prescott. We're going to be movie stars. And darling — don't look so glum! This is all part of being married, you know."

Prescott followed his new wife protestingly. He had never thought Diana would be so fond of crowds. The sound of the ship's orchestra playing the latest dance hit struck him as unusually banal. He wished the ship would sail, that he and Diana could be alone. He . . . . loved her so very much! And this noise and hubbub seemed so out of place.

"I'm coming," he said petulantly. "But don't expect me to smile."

CHAPTER I

Prescott Peters never blamed himself, or even Diana, for the outcome of their marriage. It had been just one of those strange mistakes of fate to unite two people who did not really have anything in common. Diana was both beautiful and clever, probably the most popular woman novelist in the country. With her at his side he had hoped to do all things, climb the road to eminence which he had chosen; live, learn, become what he had always yearned to be, a leader of his fellows.

For the world needed a leader. He had known that since his early days on the Telegraph when he had starved in a hall bedroom so that he might have enough money to buy the complete works of Tolstoi and Marx. The social order was evolving steadily, surely, toward the point where one man and his ideas would change the lives of millions. The days of kings and emperors, yes, even of presidents, were numbered. The time was slowly coming when one man would rule his people and make his country a world power because he himself had the courage of his convictions. It would take sacrifice, yes. And perhaps

some must die to bring about the new order. But what was death for such a cause?

"I think it's all very silly," Diana had said lightly, when he had told her about his idea. They had been in Rome then, wandering through a dingy old castle overlooking the Campagna. His passion and eloquence had expected approval, admiration, and slow anger had filled him at the laughter in her eyes.

"Don't tell me you want to be a kind of American Julius Caesar," she had laughed. "Why, Prescott! What about the Constitution?"

"So you think I can't be a leader! Don't you know that the world's not a love story but a great irony? A tragedy? And the Constitution! What has it done but breed a lot of capitalists and a mess of slums?"

"And you're going to get rid of them all?"

"I am. And perhaps some day, when you stop turning out romantic fairy tales, you'll want to help me."

Diana had laughed again. She was not interested in social reforms, in his dream of becoming a leader of his people. She wanted some lunch and then a visit to the Catacombs. Looking into her young eyes, seeing her before him, bright and beautiful and famous in her own right, something like disgust had run through his veins. She did not think him capable of anything great. To her, he was nothing but a good newspaper man who reviewed other people's plays and wrote magazine articles about what other people were doing.

"I'll show you," he had whispered through his teeth. "And if we have a son, he and I will work together to prove that the time has come for a great world change."

The second winter after their marriage, Diana's fifth book appeared. 'The Girl in Velvet' was scarcely off the press before it took the country by storm. Reading it in proof, Prescott knew that his wife had scored as never before. Of course it was a woman's tale. What man could write so convincingly of young love gone to waste, of maternal heart break, wasted years?

And yet its very success was tinged with ominous overtones. Almost overnight it had been grabbed by a motion picture concern for fifty thousand dollars. This was more than Prescott had made in five years of magazine writing, and the streak of jealousy that had always been in him began to widen.

"Why don't you read a real book?" he had taunted her. "This stuff you turn out is nothing but drivel. Why don't you write about the poverty and hardships and the injustice in high places?"

Diana realized what was happening, and her heart was troubled. She loved her work. It came easily to her, and she was financially independent far beyond her earliest hopes. But Prescott — the man she had married — he was slipping from her. His grotesque dream of being a great political figure was something too absurd to contemplate, and yet....

"I think we're going to have a child," she told him one morning. "Oh, Prescott, it's what you've always wanted, isn't it?"

Something of the hardness faded from his face. A child... perhaps the son he had been counting on...

"Diana... you're not fooling?"

"Not fooling. Oh, Prescott, I hope it's a boy, for both our sakes. You'd love me again if I gave you a boy, wouldn't you?"

"I love you anyway, my dear. If only you'd understand me... not laugh at what I'm trying to do..."

They had been closer at this moment than they had been in months. Diana, heedless of her own convictions, looked up at her husband.

"I'm going to try and believe in you," she said firmly. "Oh, Prescott, if it is really possible that you can help people, that your ideas can bind us into one great nation and do away with all the meanness and poverty and the heartache... Oh, then I'm going to do everything I can to help!"

'The Girl In Velvet had crossed over into its third edition the night Diana's child was born. Prescott had been at a premiere at the Broadhurst, because, as he had explained to Diana, and she had reasonably agreed, there was really nothing he could do hanging about the hospital. Wretched places they were, at best, with their smell of ether and antiseptic.

He took the note handed him during the second act, and a wild joy flamed through his soul. He had a son! His dreams, his spirit, his own essence, had been re-created and born anew! In a trice he was up the aisle, into the brilliantly-lit lobby, and out into the street. He hailed a passing taxi and in fifteen minutes was at the hospital.

"Fifth floor, Mr. Peters..."

He was in the elevator, in the shining corridoor, outside a white painted door. A passing nurse nodded to him.

"You can go in," she said in a matter-of-fact voice.

He pushed open the door. There was a shaded light burning by the bedside and he could see Diana's blonde hair strewn like a gold cloud over the pillow. He advanced slowly, unaware of the theatre program still in his hands. Her gray eyes smiled at him from out the pallor of her face.

"Hello," she whispered.

He knelt down by her side and took her hands in his. He was trembling a little. The passion for the woman who was his wife had long ago faded, but tonight she had given him something infinitely precious, something which he had hungered for all his life. He stroked her hair.

"Oh, Diana . . . how proud I am of you!"

"Proud?"

He winced at the tone of her voice. It was tired, without elation. They were as two people looking into a pool, seeing themselves without illusion, and the passing events that were the background of their lives. He tightened his grip on her hand.

"It was no fun having my child, was it, Diana? But now that it's all over, why, it may mean . . . "

He broke off suddenly, for he knew she was not listening. Perhaps, for the first time in all their married days, she was not hearing him when he spoke.

"I want him to be called Michael," she was saying. "After that beautiful window we saw in Italy. Michael is such a strong name . . . . Oh, Prescott, if you only knew how cowardly I was through it all . . . and I don't want him to be a coward. I want him to be strong . . . strong . . . Just a few minutes ago I wanted to die . . . I wanted him to die . . . but when I thought of the window we saw on our honeymoon in Italy . . . that gorgeous window of St. Michael the Archangel . . . I wasn't so afraid."

What nonsense was this? The child should bear his own name. That was only right.

"Diana, don't try to talk. You're tired now and don't know what you're saying."

She looked at him strangely. "Oh, but I do know, Prescott. Don't you remember how we went to Montefalco to see some paintings and we came across a dusty little ruin of a chapel? There was an old man there, sweeping off a walk . . . he had funny flapping slippers and he took us inside and showed us the window. Don't you remember how glorious it was? The morning sunlight, the great wings and the sword? There was strength there. I've never forgotten."

Vaguely the memory came back. There had been a certain window at Montefalco which had caught Diana's fancy. But he put the thought from him.

"I mustn't stay," he said, getting to his feet. Then, suddenly the door opened and he looked up to see a nurse standing on the threshold with a small blanketed bundle in her arms. She was a thickset young woman, with straight red hair. She grinned comfortably at the man staring at her.

"I brought in your little boy," she said. "I knew you'd want a peek at him."

He could feel Diana's eyes as he took the little bundle in his arms. Awkwardness was in his hands, and a peculiar sense of embarrassment. Yet he knew a certain sense of hope. Somewhere in this tiny form was something of himself, his restless spirit, the dreams that he was struggling to make come true

The nurse busied herself with a blanket for Diana's bed. She seemed confident and sure of herself as she worked, fixing the light, arranging the pillows, strightening the rug on the floor with her heel.

"He's a cute baby," she said cheerfully. "Just the image of his mother — blonde hair and gray eyes."

Diana closed her eyes. "Let me have him," she said. "Let me have Michael."

Prescott walked over to the bed. He had never held a new baby before. Were they all so wizened and red? Surely there was something the matter with this rusty-faced creature, its mouth open, its tiny hands clawing at the air?

"Here you are," he said.

Diana smiled faintly. "You're disappointed," she said. "Poor little kid, you're disappointed in him already. What did you expect?"

He shook his head. "Forgive me. I guess I'm all unstrung. And I suppose they do — get bigger and lose that wrinkled look."

"Of course. Some day he'll be as tall and straight as you are. Oh, Prescott, how glad we should be that we really have something together now! It's been so long . . . "

He nodded. "Very long."

And then, as he stood watching his wife and child, he thought of the day at Montefalco, of the garrulous old man who had brought them into the roadside chapel and showed them the miracle of stained glass above the main altar. In the dusty dimness the three of them had stood, craning their necks at the blue and scarlet above them, at the militant glory of the central figure with its burnished wings and flaming sword.

"Michael, the Archangel," he had wheezed. "Prince of Angels, leader of the Heavenly Armies, Invincible Warrior . . . "

Superstitious nonsense, of course. Roman Catholic nonsense. Italy was full of it. There was no reason to be upset at such a memory. This was his wife, and she had just given him a son. There was no need for him to fear that the boy would not be just like himself. Let her name him Michael, if she wished. It would not interfere with his plan for bringing up the child as he had planned. No, he was not disappointed.

(To be continued)

Parents spend half their time worrying how a child will turn out and the rest of the time wondering when a child will turn in.

‡ ‡ ‡

Society Note: "I'd ask you for the next dance, but all the cars are taken.

‡ ‡ ‡

In Hollywood society she moves in the best triangles.

? THE QUESTION BOX ?

Is it a sin to bet on the horses?

It might be for some people who have no right to risk the loss of money. As soon as a man collects his salary, his wife and children have an immediate right to proper sustentation from the money he has earned. When all the bills and expenses have been paid, there is no sin in using some of the surplus in any way desirable. But remember, the butcher and the baker and the landlord must be paid first.

Horse-race gambling can easily become a passion, and that brings sin, because it causes neglect of work and decline of moral character. So long as betting is a mere diversion, causing no one any harm, there is no sin in it.

Why are there so many different Orders and Congregations in the Church? Why do they not combine into fewer groups?

This is a big question, and we cannot presume to answer for everyone concerned. Each religious community has been born because of a vital need, recognized usually by courageous and valiant persons who offer their lives for the accomplishment of their ideals. Each community, therefore, has its own ideals and aims; and persons eagerly embrace one, while they might positively dislike all others. The Church encourages the different communities, because it is better to encourage individual and localized ambitions, than to force everyone into the same standardized groups.

What about fortune tellers?

What about them? Distinguish at once between those good-natured jokers who pretend to tell fortunes with tea leaves or playing cards in your own home, and the other class of professional fortune tellers who make it a business to pose as readers of palms or craniums or crystals.

The home-made fortune tellers are not serious, and no one with any sense takes them seriously. But professionals who read crystals or pretend to be able to read the future must be avoided. Many of them are fakes, no doubt, capitalizing on the foolish curiosity of people whose minds are so gullible that the "revelations" may do them harm. Those who patronize such would-be mystics are guilty of encouraging a traffic and a profession that is capable of great harm.

When the priest is leaving the altar at the end of Mass, should the people stand or kneel?

It is best to follow local custom, since there is no definite rule.

What is meant by the "form" of matrimony?

By the "form" of matrimony is meant the mutual consent of a man and a woman to accept each other as husband and wife until death. This consent is given in the presence of the parish priest, or a priest duly authorized, and two witnesses.

Is "assisting grace" the same as actual grace?

Yes. Assisting grace is actual grace. It is the help which God gives us to avoid evil and to do good. He enlightens our mind so that we may realize the goodness or the evil of an action and He strengthens our will to do the good act and to avoid the evil one.

Why doesn't the priest give the blessing at a Requiem Mass?

Requiem Masses are offered for the souls of the faithful departed. Hence the prayers and some of the ceremonies of the Mass are directed toward the relief of the souls in purgatory. On the other hand, those prayers and ceremonies which are directed toward the living are not found in the Mass of Requiem. The blessing is one of the ceremonies thus omitted.

Since the priest seems to use the stole for nearly every function he performs, I have often wondered just what it signifies.

The stole is, as you know, a long narrow band worn about the neck and falling from the shoulders. The priest's stole is a symbol of his authority to teach and sanctify, and this explains why he uses it so frequently. In nearly all of his official functions he acts in virtue of the authority vested in him by Christ.

What, exactly, do you mean when you speak of a vocation to the religious life?

A vocation is a call to serve God in the religious life. It may be considered as a firm will to enter religion for good motives, such as one's own sanctification or for the greater glory of God. This is the ordinary mark of a vocation. Inner conviction (the voice of conscience calling one to the religious life), whether or not it is accompanied by any sensible attraction, may also be considered as an indication of a vocation.

While a vocation usually carries with it the desire to enter a particular order, the aspirant to religious life may be guided by natural inclinations and aptitudes. The general qualifications are the same for all communities: the applicant must be a practical Catholic, of sound moral character, healthy in mind and body, usually between the ages of 16 and 30 (some orders have different age limits), and free from all home obligations. Each order has its own particular requirements, which may be learned by applying to the mother superioress of the respective community.

Will you tell me something about the status and duties of lay brothers in religious communities?

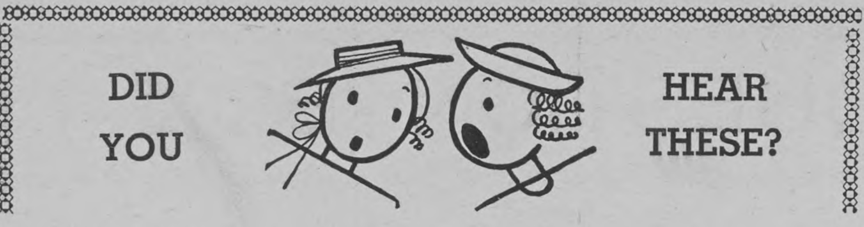
Lay brothers are professed members of a religious community. They are not in Holy Orders and they do not aspire to them. They are religious in the strict sense of the term for they publicly ponounce the vows of poverty, chastity and obedience. They wear the religious habit of the order or congregation of which they are members. They are occupied in the various duties of their communities, either in the classroom or in the manual works of the institute. They do not receive any salary for their labors for they freely give their lives to the service of God. No specific training is usually required of them, although the possession of some kind of skill is a definite asset. Aspirants should be moved by a true desire to serve God in the religious life.

Most communities have an age limit for candidates but this may be dispensed with in particular cases. Aspirants must be unmarried, possess good health and sound mind, and be free of all debts and home obligations.

What is a "Jansenistic" Crucifix?

Jansenism is the false creed that teaches that Christ died only for the good people, and not for all. This error finds its way even into art, because it represents Our Lord on the Cross with His arms only partly extended, or held upwards.

Catholic teaching is that He died for everyone on the Cross. Hence, He is represented with arms held wide apart, as though to embrace all the world.



Two Irishmen were being shown around a colliery for the first time. When they saw the coal coming up through the shaft from the pit, Mike remarkto his companion:

"Sure, and I'd like to see the men who put those great lumps of coal in the skips. They must be terribly strong."

"Don't be dumb," said Pat, "It's so dark down there they can't see what they are lifting."

* * *

Hubby: "Confound it. I've locked the keys inside the car."

Wifey: "Never mind, dear, It's such a pleasant night we can ride home in the rumble seat."

* * *

"What are you doing now?"

"I'm sell ng furniture."

"Sold very much so far?"

"Nope. Only my own!"

* * *

Sandy (entering nursery garden): "Have ye a nice cucumber?"

Gardener: "Aye, here's one. That will be five pence."

Sandy: "Too much. Have ye no' one for tuppence."

Gardener: "Ye can hae this for tuppence."

Sandy: "All right, here's the tuppence. But don't cut it off; I'll be calling for it in about a fortnight."

* * *

"He's pretty close, isn't he?"

"Close, I should say he is. He lives on soup in order to keep from wearing out the filling in his teeth."

* * *

He: I gave up a pint of blood when I was in the country last summer.

She: To a dying friend?

He: Gosh, no, to the mosquitoes!

"Are you a native of this place?" asked a traveller in Kentucky, of a colored resident.

"Am I what?" said the puzzled black.

"I say, are you a native here?"

While the man was still hesitating over his answer, his wife came to the door.

"Ain't you got no sense, Sam?" she exclaimed. "The gen'lman means was yo' livin' heah when you was born, or was you born before you began livin' heah. Now answer the gen'lman."

* * *

Surgeon (addressing students at a hospital): "The muscle of the patient's left leg has contracted till it is much shorter than the right leg. Therefore he limps. Now, what would you do in such circumstances?"

Student: "Limp too."

* * *

He was a busy man and was inwardly storming at the ultra-deliberate efforts of the barber who was shaving him.

"Keep the razor still," he finally exploded, "and I'll waggle my head."

* * *

"Who ever told that guy he was a prof? He might know it, but be darned if he can teach it. The trouble is that he is too far advanced. Every time he tries to explain something he gets so far off the subject that no-one understands anything about it. He ought to go back to the farm, or try teaching an advanced course. . . ."

"Yeaaa, I flunked it too."

* * *

An absent minded professor has just discovered that he has been changing his shirt every thousand miles and the oil in his car once a week.

Sam, an old darky who had worked on a plantation down South all his life, decided to go North on his vacation. So, after the crops were in he started out. When he came to New England it was October, and he shivered plenty. When he got to Canada, it was 20 degrees below.

One morning he was found in the street, frozen to death. His master was wired and instructions were given to cremate the body.

About an hour after his body had been placed in the crematory, the man in charge opened the door to see how the job was coming along. "Hey," shouted Sam. "Shut dat doah; dere's a powahful daft acomin' in heah."

* * *

The governor picked up the phone and called long distance. "I want to speak to Killer Demoff, at the state prison," he said excitedly.

"Sorry," a voice answered, "but your party has just hung up."

* * *

"John, I'm sure I heard a mouse squeak!"

"Well, do you want me to get up and oil it?"

The little boy's favorite uncle was to be married the following Wednesday, and the boy was questioning his mother about the wedding.

"Mother," he said, "the last three days they give them anything they want to eat, don't they?"

Little Audrey and her mother were seeing a chariot race. The chariot containing the only woman contestant was capsized at a corner. Little Audrey just laughed and laughed because she knew it couldn't have Ben Hur.

* * *

And then there was the Scot who drove into a garage and told the attendant that his brakes were not tight enough to suit him.

ROGERS LUMBER & SUPPLY
CO., LTD.

LUMBER AND BUILDERS' SUPPLIES

Phone 92529 COAL & WOOD

GEM CAFE
1821 South Railway Street, Regina

"A GOOD PLACE TO EAT"

G. WONG Phone 23060

Meals: 20c and up

LEIER BROS. TIRE SERVICE
1714—10th Ave. REGINA

GOOD USED TIRES—All sizes
VULCANIZING AND RETREADING
Full Circle Retreaders
THRESHER BELTS REPAIRED

VINC. LEIER
Manager
Phone 5572

MID-WEST COAL
Company

COAL WOOD
"Built For Service"
H. WINGERT, Prop.

Burn **GLO-COAL**
—Best by Test

Office Residence
91519 - Phone - **29029**

YOUR AD HERE
WILL BRING
RESULTS

HOME GROCERY
It's a Pleasure
To Serve You
Phone 6276
1035—11th Ave. — Regina
CHRIS. KIRCHNER, Prop.

7up
REG US PAT OFF
"YOU LIKE IT IT LIKES YOU"

Regina Bottlers' SOFT DRINKS
Add to the ENJOYMENT of FESTIVITIES

- STILL GRAPE
- ORANGE CRUSH
- PEPSI-COLA
- 7-UP

Order a case from your dealer
REGINA BOTTLERS LTD.

Have you paid your SUBSCRIPTION? Do it to-day!

F. J. TONKIN CO., LTD.
214 Bannatyne Ave. WINNIPEG

Manufacturers:
BRASS GOODS, VESTMENTS, STATUARY, ETC.
Only church goods firm in Canada owning and operating church furniture manufacturing department.

GET OUR PRICES

Purity Meat Market
WM. FRIEDRICH, Inhaber.

Frisches und geräuchertes
Fleisch, Speck, Schinken und Wurst
immer frisch auf Lager
Phone 5977

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Phone 7615 Regina, Sask.

Corner 10th Ave. and St. John St.

"TRADE MARK" **JERSEY MILK**

PHONE 6661 **REGINA PURE MILK** PHONE 6661

Safe Dairy Products

EXCLUSIVE REGINA DISTRIBUTORS

Support Our Advertisers



Now is the time to order your

Catholic Christmas Cards....



Distinctly Catholic cards, with pictures and Scriptural texts chosen in full harmony with the meaning of the birthday of the Christ Child.

Excellent cards of varied design in boxes of 12 assorted cards 75c or $1.25 per box, postpaid.

Personal cards printed with name and address $1.25 per dozen and up.

Please remit with orders.

The Marian Press

922-24 Victoria Ave.
Regina, Sask.